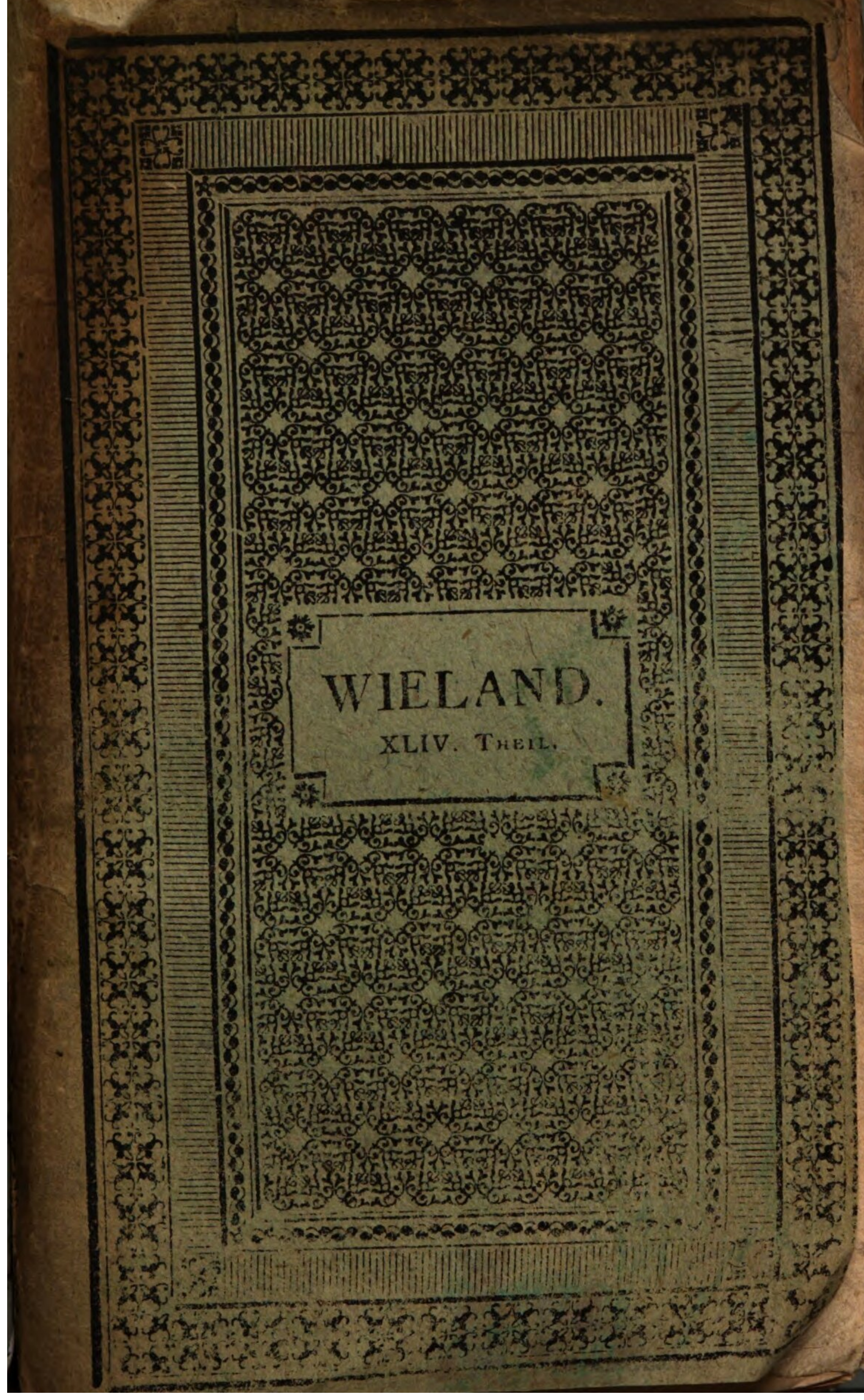




WIELAND.

XLIV. THEIL.

LD 5886

91

SÄMMTLICHE WERKE

VON

C. M. WIELAND.

XLIV. BAND.



WIEN.

GEDRUCKT UND VERLEGT
BEY F. A. SCHRÄMBL.

1802.

SÄMMTLICHE WERKE

VON

C. M. WIELAND.

XLIV. BAND.



W. F. N.

004.2761

BEYER, A. SCHRAMM.

1802.

FILOSOFIE.

*Als Kunst zu Leben und Heilkunst der
Seele betrachtet.*

FILLOSOFIE.

Als Kunst zu Leben und Heiligkeit der
Seele betrachtet.

Die Menschen haben gelebt, und vielleicht Jahrtausende gelebt, eh' einer von ihnen auf dem Gedanken kam, daß Leben eine Kunst seyn könnte; und, nach aller Wahrscheinlichkeit, ist jede andre Kunst, von den Künsten Tubalkains an — bis zur Kunst Fliegen zu fangen, (von welcher Schach Baham, ein *Peritus in arte*, versichert, daß es keine so leichte Sache sey als viele Leute sich einbilden) schon längst erfunden gewesen, als endlich die scharfsinnigen Griechen, mit andern schönen Wissenschaften und Künsten, auch diese berühmte Kunst zu leben, Philosophie genannt, wo nicht gänzlich erfunden, doch zuerst in Kunstform gebracht, und auf einen hohen Grad der Verfeinerung getrieben haben.

Bey weitem der gröfse Theil der Menschenkinder liefs sich nie etwas von einer solchen Kunst träumen. Die Leute lebten, ohne zu wissen wie sie es damit machten; ungefähr wie Herr Jourdain in Molières bürgerlichem Edelmann sein Leben lang Prose gesprochen hatte; oder wie wir alle Athem hohlen, verdauen, uns auf mancherley Art bewegen, wachsen und gedeihen, ohne dafs unter Tausenden nur Einer weifs oder zu wissen verlangt, nach was für mechanischen Gesetzen und durch welche Verbindung von Ursachen das alles geschehe. Und in diesem dicken Nebel der Unwissenheit leben bis auf diese Stunde nicht nur alle die unzähligen Völker in Asia, Afrika, Amerika und den Inseln des Südmeers, weisse und olivenfarbe, schwarzgelbe und pechschwarze, bärtige und unbärtige, beschnittne und unbeschnittne, tättowierte und nicht tättowierte, mit und ohne Ringe durch die Nase, von den Riesen in Patagonien bis zu den Zwergen an der Hudsonsbay, u. s. f. — sondern auch selbst von dem grössten Theile der Einwohner unsers aufgeklärten Europa's läfst sich mit gutem Fuge behaupten, dafs

sie von besagter Kunst zu leben eben so wenig wissen, und sich eben so wenig darum bekümmern, als das leichtsinnige Völkchen in O t a h i t y, oder als die halb erstarrten Bewohner des Feuerlandes, die kaum etwas mehr als Seekälber sind.

Das Wunderbarste bey der Sache ist, daß alle diese Menschen, (die, nach einer sehr billigen Berechnung, beynahe das ganze menschliche Geschlecht ausmachen) gleich ihren Vorältern bis auf Adam und Eva — die von wohl besagter schönen Kunst auch nichts wußten — dem ungeachtet so herzhast drauf los leben, als ob sie ausgemachte Meister darin wären; ja, daß der größte Theil dieser P f u s c h e r sich so wohl dabey befindet, daß, in Rücksicht der sämtlichen wesentlichsten und wichtigsten Verrichtungen des menschlichen Lebens, nicht leicht Einer von den auf- und abgedungenen Meistern und Professoren der Kunst sich neben ihnen sehen lassen darf.

Cicero sagt irgendwo: die Natur

sey die beste Führerin des Lebens, welches vermuthlich so viel sagen soll, sie zeige uns am besten, wie wir uns durch dieß Erdenleben durchhelfen können; — ingleichen: man könne gar nicht fehlen, wenn man sich von ihr führen lasse. — Darauf müssen sich nun wohl von je her die Menschen verlassen haben. Eben diese Natur, (dachten sie) die uns athmen, essen und trinken, Hände und Füße brauchen lehrt, u. s. w. lehrt uns auch unsre Sinne, unser Gedächtniß, unsern Verstand, alle unsre übrigen Kräfte brauchen, lehrt uns auch was sich für uns schickt oder nicht. Es bedarf nur so vieler Aufmerksamkeit, als uns jeder Gegenstand selber abnöthigt: so sehen oder fühlen wir, ob er Freund oder Feind ist. Unsre Nase und unsre Zunge lehren uns ohne allen andern Unterricht, welche Früchte, Kräuter, Wurzeln u. s. w. gut zu essen sind; im Nothfalle lehrt es uns auch wohl der Hunger ohne viel Umstände. Für alle unsre dringenden Bedürfnisse hat die Natur gesorgt. Entweder ist die Sache die wir brauchen schon da — so haben wir, was vonnöthen ist sie zu er-

greifen und zu genießen, oder wenigstens sind die Materialien dazu da — so haben wir gerade so viel Verstand und Kraft und natürliches Geschick in unsern Gliedmaßen, um sie zu unserm Brauch und Zweck zu formen. Was dann aufs erste Mahl nicht geht, geht bey'm zehnten oder zwanzigsten; und reichen zwey Arme nicht, so werden vier, sechs oder acht damit zu Stande kommen. Jeder neue Versuch setzt etwas zu unserm Begriff von der Sache und zu unsrer Geschicklichkeit zu; wir lernen durch Irren und Fehlen, und werden Meister durch Übung, ohne zu merken wie es zugegangen ist. Und eben diese Natur, die uns so weit bringt, verbirgt immer vor uns was zu weit von uns liegt, als daß wir es, da wo wir sind, erreichen könnten; lehrt uns zufrieden seyn mit dem was wir haben, macht uns durch Unwissenheit glücklich, und hat uns diese wohlthätige Trägheit, worüber die Weltverbesserer täglich so viel Klagens erheben,¹⁾ bloß dazu gege-

1) Die Weltverbesserer klagen über die Trägheit der Menschen ungefähr aus eben dem Grunde, warum die Wucherer immer

ben, damit wir nicht, vor ewiger Unruhe unsern Zustand zu bessern, aus dem Regen in die Traufe gerathen, und es uns nicht alle Augenblicke ergehe wie jenem, der, um sich besser zu befinden, sich zu Tod arzneyte, und zur Grabschrift erhielt: *Per star meglio, sto qui.*" 2)

über nahrungslose Zeiten klagen, und meistens wenn die Zeiten am besten sind. Es ist natürlich, daß ein Mann, der sich bewußt ist daß er einen herrlichen Entwurf zur Verbesserung des Zustandes eines ganzen Volkes gemacht hat, seine Idee gern realisiert haben möchte; so wie einer, der ein Schauspiel gemacht hat, es gern aufgeführt sieht. Alle Köpfe meint er, sollten sich also geschwinde nach dem seinigen drehen, und alle Arme nach seinem Winke rudern. Thun sie es nicht, (wie dieß denn gemeiniglich der Fall ist) so schmäht er auf die Trägheit der Menschen; und das ist ihm zu verzeihen weil er dabey verliert. Aber diese nehmliche Trägheit schützt die Leute vor der Gefahr alle Augenblicke das Opfer eines Projekts und einer angeblichen Verbesserung unwissender Adepten zu werden; und dieß, denke ich, ist ihnen auch zu verzeihen, weil sie dabey gewinnen. Denn selten das zehnte Projekt, wenn es auch anschlägt, den Schaden von den neun, die fehl geschlagen sind.

2) Weil ich mich besser befinden wollte, befind' ich mich hier.

11

So lehrt die Natur alle Menschen leben, die der guten Mutter nicht aus der Lehre und Zucht gelaufen sind; und in allem dem ist, wie ihr seht, keine Kunst. Es ist die leibhafte Natur selbst. Das berühmte *Quam multis non egeo!*³⁾ jenes alten Weisen ist die andeborne Philosophie aller Samojeden, Lappen, Eskimos, u. s. w. eine Philosophie, worin die Neu-Holländer, oder Neu-Walliser (wie sich die ehrlichen Leute nach Willkühr der gebietenden Herren mit den Feuerröhren nennen lassen müssen) es am weitesten gebracht zu haben scheinen. Man komme nicht und sage: ein solches Leben sey ein Austerleben. Nennt es, wenn ihr wollt, fort-dauernde Kindheit: aber ehret die Natur, die diese ihre Kinder auf dem kürzesten Wege zu jenem Glücklichenleben (*beate vivere*) führt, wohin wir aufgeklärten Leute, vor lauter Menge der Wege die dahin führen, so selten oder gar nie gelangen können.

Der weise Theofrast (nicht Paracelsus, sondern der Schüler und Thron-

3) Wie vieles bedarf ich nicht!

folger des göttlichen Aristoteles) lebte neunzig Jahre, und als er nun zum Sterben kam, beklagte er sich über die Natur: „dafs sie dem Menschen so wenig Zeit zum Leben gegeben habe, und ein ehrlicher Kerl gerade dann sterben müsse, wenn er die Kunst zu leben endlich in etwas ergriffen habe.“ — Wo hat ein Neu-Holländer jemahls eine so unbillige Beschwerde geführt? Wenn er hundert Jahre alt geworden, (was bey ihnen nichts seltnes ist) so hat er just hundert Jahre gelebt, und steht von dem Gastmahle der Natur gesättigt auf — und wahrlich von einem Gastmahle, wo (die Natur so schlecht zu essen giebt, dafs der strengste Kandidat der Heiligsprechung es ohne Bedenken mithalten dürfte.

Aber — im Vorbeygehen zu sagen — ich glaube nichts weniger, als dafs Theofrast die Albernheit gesagt habe die man ihn sagen läfst. Die Leute an seinem Bette verstanden ihn nicht recht; und dann kam irgend ein Schulmeister lange hinter drein, wollte Sinn draus machen, und machte dafs es eine Albernheit wurde. Ich wollte wetten, Theofrast meinte we-

der mehr noch weniger damit, als: er bedaure, daß er vor sechzig oder siebzig Jahren nicht schon so klug gewesen sey, zu sehen, daß er sich die Mühe ersparen könne, das als Kunst und Wissenschaft zu studieren, was ihn die Natur ohne Studium weit besser und sicherer würde gelehrt haben, wenn er Einfalt des Sinnes gehabt hätte auf sie zu merken. — Nicht die unschuldige Natur, sondern seine eigne Thorheit klagte er an, wie die meisten es in seinem Falle zu machen pflegen; wiewohl sie es eben so wohl bleiben lassen könnten: denn wozu hilft Reue, wenn man keine Zeit mehr hat es besser zu machen?

Bey allem dem ist meine Meinung keinesweges, der wohl gedachten Kunst zu leben ihren Werth, so viel sie dessen haben mag, streitig zu machen.

Es ist irgendwo gesagt worden: die Kunst sey im Grunde nichts andres als die Natur selbst, die durch den Menschen, als ihr vollkommenstes Werkzeug, dasjenige, was sie gleichsam nur flüchtig entworfen oder angefangen, unter ei-

ne m a n d e r n N a h m e n , a u s b i l d e u n d
z u r V o l l k o m m e n h e i t b r i n g e — W e n n
d i e K u n s t d a s i s t , u n d s o f e r n s i e d a s
i s t , g e b ü h r t i h r a l l e A c h t u n g .

Ja , a u c h a l s d a n n , w e n n s i e b l o ß d e r
g e s c h w ä c h t e n o d e r v e r d e r b t e n
N a t u r z u H ü l f e k o m m t , i s t s i e , w i e d i e
A r z n e y k u n s t , z u w e i l e n w o h l t h ä t i g ,
o b g l e i c h e b e n s o u n g e w i ß , u n d o f t e b e n
s o u n v e r m ö g e n d . W o d i e N a t u r n i c h t
m e h r z u m L e b e n h i n r e i c h e n d s e y n w i l l ,
m u ß d i e K u n s t f r e y l i c h f l i c k e n u n d s t ü -
t z e n , k l e i s t e r n u n d q u a c k s a l b e n s o g u t
s i e k a n n . O d e r , r i c h t i g e r z u r e d e n : a u c h
a u f d i e s e n F a l l h a t d i e g u t e a l l g e m e i n e
M u t t e r f ü r i h r L i e b l i n g s k i n d g e s o r g t , h a t
M i t t e l i n i h r e n V o r r a t h s k a m m e r n f ü r j e d e
W u n d e o d e r K r a n k h e i t d e s ä u ß e r n u n d
i n w e n d i g e n M e n s c h e n , s o d a ß d e r K u n s t
n i c h t s ü b r i g b l e i b t a l s z u b e o b a c h t e n u n d
d a r z u r e i c h e n . J e e i n f a c h e r d a n n i h r e M i t -
t e l s i n d , j e w e n i g e r s i e d a r a n k ü n s t e l t ,
d e s t o b e s s e r f ü r d e n L e i d e n d e n ! D e r E r -
f o l g a b e r m u ß d o c h i m m e r v o n d e r N a -
t u r a l l e i n e r w a r t e t w e r d e n . H a t s i e n o c h
K r ä f t e g e n u g s i c h a n d e r H a n d d e r K u n s t
a u f z u r i c h t e n , g u t ; w o n i c h t , s o b l e i b t

auch dieser nichts übrig, als den Kranken — sterben zu lassen und den Todten — einzubalsamieren. Lebenskraft kann sie nicht geben wo keine ist.

Es ist schon lange, daß man der Philosophie, wegen dieser Ähnlichkeit mit der Arzneykunst, den Nahmen der Medicin für die Seele gegeben hat; und wirklich scheint diese Qualifikation geschickter zu seyn ihr Zutritt zu verschaffen, als wenn sie Anspruch macht, uns nach den Regeln ihrer Kunst leben zu lehren. Denn welcher Mensch, der den freyen Gebrauch seiner natürlichen Kräfte hat, fühlt nicht daß er ohne sie leben kann? So bald sie sich hingegen nur als Arzt anbietet, so wissen die Gesunden, daß sie nichts mit ihr zu verkehren haben.

Die Indianer in den Inseln der Südsee kennen, wie es scheint, keine Arzneyen; aber sie wissen auch nichts von Krankheiten. Kleine Wunden oder Unpäßlichkeiten heilen bey ihnen von selbst, und an den tödlichen sterben sie — wie wir auch. Und weil sie so glücklich sind,

von einer Seele an und für sich keinen Begriff zu haben, sondern ein Mensch ihnen inner ein Mensch aus Einem Stück ist: so wissen sie auch nichts von besondern Seelenkrankheiten; und wenn sie ja zuweilen einen Anstoß dieser Art bekämen, so ist die Hungerkur, wozu sie mehr als zu viel Gelegenheit haben, ordentlicher Weise das kräftigste Heilmittel.

Ist es hingegen bey einem Volke mit der Verfeinerung schon so weit gekommen, daß Leib und Seele — anstatt daß beide nur Eine Person seyn sollten — als zwey Mächte von verschiedenem Interesse behandelt werden, wo (wie bey unartigen Eheleuten) jedes seine eigne Wirthschaft hat: was ist natürlicher, als daß aus einer so heillosen Ehe böse Folgen entstehen müssen? Der Mensch ist dann nicht mehr das edle Geschöpf, an dem alles Sinn und Kraft und Seele, oder (so zu sagen) alles Körperliche geistig und alles Geistige körperlich ist: er ist ein unnatürlicher Centaurischer Zwitter von Thier und von Geist, wo eines auf Unkosten

des andern lebt; das Thier sich Bedürf-
nisse, der Geist Leidenschaften, Entwür-
fe und Endzwecke macht, die der N a t u r -
m e n s c h nicht kannte: jedes das andre
nach Vermögen drückt, zerzt, ängstigt
und erschöpft, und endlich eine ungeheure
Menge Leibes- und Seelenkrankheiten die
Früchte sind dieser S c h e i d u n g d e s s e n
w a s G o t t z u s a m m e n g e f ü g t h a t.
Da mag nun wohl, wenn das Übel aufs
höchste gestiegen ist, jene Seelenarzney-
kunst ihre Hülfe zuweilen mit einigem
Erfolg anbieten, und entweder *purgan-*
do, saignando et clisterizando diesem
oder jenem Pazienten einige Erleich-
terung — oder, wenigstens durch an-
genehme Opiate, etwas betrügliche R u h e
verschaffen. Aber man hat doch nie ge-
sehen, daß sie fähig gewesen wäre, das
Übel aus dem Grunde zu heben; und
man darf kühnlich behaupten, daß ein
Volk, wenn es einmahl in die Hände der
beiden Heilgöttinnen gefallen,
schon zum voraus unwiderbringlich verlo-
ren sey. Nicht eben, als ob man noth-
wendig von ihren Arzneyen bersten müß-
te: sondern, weil, so bald man seine
Zuflucht zu ihnen nimmt, das Übel

schon zu weit gekommen ist, um eine völlige Wiederherstellung zuzulassen.

Ich sagte: die Philosophie könne als Arzneykunst für die Seele um so eher ihren Platz behaupten, weil die Gesunden dann wüßten, daß sie nichts mit ihr zu schaffen hätten. — Allein, wie alle Künste sich gern wichtiger machen als sie sind, so hat auch diese Mittel gefunden, sich aller Welt als unentbehrlich aufzudringen. Sie gesteht nemlich (so wie ihre Schwester, die leibliche Arzneykunst) keinem Menschen zu, daß er gesund sey. Ihren Lehrsätzen und ihrem Ideal von Gesundheit nach, ist die ganze Erde ein großes Narren- und Siechenhaus, und nicht Einer befindet sich wohl genug, um ihrer Vorschriften entbehren zu können. Zum Glück ist dieß eine Anmaßung, die man beiden nicht gelten läßt. Die Natur weiß nichts von Idealen. So lange ein Mensch sich gesund fühlt, hat er auch Recht sich für gesund zu halten; und, ohne sich zu bekümmern ob jemand was dagegen einzuwenden habe, lebt er geradezu als ein Gesunder, und liest (wie Voltaire's Zadig) keinen Buchstaben vor

allen den gelehrten Dissertationen, worin ihm die Herren beweisen, daß er unmöglich gesund seyn könne. Es giebt freylich Fälle, wo ein Kranker eben darum desto gefährlicher krank ist, weil er sein Übel nicht fühlt: aber diese Fälle sind selten, und können dem groſsen Haufen der sich wohl befindenden an ihren wohl hergebrachten Rechte gesund zu seyn keinen Abtrag thun.

allen den gelehrten Dissertationen, wo
in ihm die Thesen bewiesen, dass er un-
möglich gesund seyn könne. Es gibt kei-
ne Fälle, wo ein Kranker eher davor
dieser gefährlicher Krank ist, weil er sich
selbst nicht fühlt; aber diese Fälle sind
selten, und können den großen Schaden
der sich wohl verhindern an ihnen, als
begezeichnete Rechte gesund zu seyn, bei
dem Abzug thun.

ÜBER
DEN HANG DER MENSCHEN.

*an Magie und Geistererscheinungen zu
glauben.*

2
ÜBER

DEIN HANG DER MENSCHEN

an Magie und Geisteserscheinungen an

gelesen.

Gespenster, Elementargeister, Mittelwesen zwischen Engeln und Menschen, Feuer- und Luftgeister, Kobolde, Bergmännchen und Wassernixen, Schutzgeister oder Plagegeister einzelner Menschen, — mit einem Worte, alle Arten von angeblichen Erscheinungen und wunderbaren Einwirkungen unsichtbarer Wesen, werden — aller Einwendung einer gesunden Philosophie und aller durch sie bewirkten Aufklärung zu Trotz — in der Einbildungskraft und selbst in dem Herzen der Menschen immer einen Fürsprecher finden, der ihre gänzliche Verbannung unmöglich machen wird. Jede Erzählung dieser Art, alles was eine Anekdote aus der Geisterwelt ähnlich sieht, und die Wirklichkeit dieser fantastischen Wesen zu bestätigen, oder die Gründe, womit

die Vernunft sie bestreitet, zu entkräften scheint, wird den meisten immer willkommen seyn. Selbst der aufgeklärtere Theil der Menschen — Personen, die es auf keine Weise von sich gesagt wissen möchten, daß sie Gespenster, Gespenstererscheinungen, und was in dieses Fach gehört, im Ernste zu glauben fähig wären — unterhalten sich doch gern mit Gesprächen oder Lektüren dieser Art. Ja, sogar der Philosoph, indem er die Wahrheit der Begebenheiten, auf welche die Geisterseher ihren Glauben gründen, läugnet, fühlt sich unvermerkt von seiner eignen Fantasie überschlichen; und ist oft selten von seinen Vernunftschlüssen überzeugt genug, daß nicht die instinkartige Neigung zum Wunderbaren die er mehr oder weniger mit den Ungelehrtesten gemein hat, den leisen Wunsch, des Gegentheils durch unläugbare Thatsachen überführt zu werden, in ihm erregen sollte.

Eine Tradition, die so alt als das Menschengeschlecht, oder doch gewiß um viele Jahrhunderte älter als die Philosophie ist, hat eine Art von allgemei-

nem Glauben und Einstimmigkeit aller Völker über diese Dinge hervorgebracht. Von Kindheit an wird unsre Einbildungskraft mit Bildern, Märchen, und angeblichen Geschichten angefüllt, welche sich auf diesen Glauben gründen und ihre ansteckende Kraft an uns beweisen, zu einer Zeit, da wir uns noch keines Betruges versehen, und die Vernunft uns noch mit keinen Waffen gegen unsre eigne und fremde Leichtgläubigkeit ausgerüstet hat.

Die Dichter, welchen mit dem Wunderbaren die reichste Quelle von Erfindung und Interesse genommen würde, nähren diese Anlage auf eine so verführerische Art, daß, wenn wir gleich Verstand genug haben zu sehen daß sie uns täuschen, wir doch mit Vergnügen einwilligen, so angenehm getäuscht zu werden. Mitten in der Überzeugung, daß die ganze Maschinerie ihrer Götter- und Geistererscheinungen, Zaubereyen und Feereyen, aus bloßen Geschöpfen ihrer Einbildungskraft zusammen gesetzt sey, ertappen wir uns über einem heimlichen Seufzer daß doch diese Wunder-

Wieland 44. B. 2

dinge wahr seyn möchten; und je empfänglicher unsre Seele für die Einwirkungen dieser Art von Dichtungen ist, desto geneigter sind wir, uns durch Erzählungen, die sich (dem Vorgeben nach) auf Erfahrung und Thatsache gründen, von der Wahrheit dessen, was wir wahr zu finden wünschen, überreden zu lassen.

Wie viel endlich unter allen Völker die Religion beygetragen habe, diese Disposition in den Gemüthern der Menschen zu verstärken, braucht hier kaum erwähnt zu werden. Und was ists Wunder, wenn Priester (welche hierbey ein eben so begründetes und in verschiednem Betracht ungleich wichtigeres Interesse hatten als die Dichter) geschäftig gewesen sind, den Glauben an übermenschliche Wesen und übernatürliche Wirkungen zu befördern; da selbst ein großer Theil der Philosophen, vornehmlich die von der Pythagorischen, Platonischen und Alexandrinischen Schule, diesen Glauben begünstiget, und eine Geisterlehre, in welcher alle Artikel des popularen Aberglaubens Unterstützung finden, zur

Grundlage und zu den Hauptpfeilern des Lehrgebäudes gemacht haben?

Diese romantische Art zu philosophiren, die zu gleicher Zeit der natürlichen Trägheit der Menschen, und ihrer Begierde nach erhabnen und wunderbaren Ideen schmeichelt, konnte nicht fehlen sich in eine desto grössere Achtung zu setzen, da sie sich, gleich den alten Mysterien, (deren Stelle sie unvermerkt einnahm) in ein heiliges Dunkel verbarg, in welches nicht einem jeden einzudringen erlaubt war. Aber je grösser und abschreckender die Schwierigkeiten in diesen Geheimnissen eingeweiht zu werden, desto glänzender waren auch die Vortheile der Glücklichen, die zu diesem Vorzuge gelangten. Die magische Philosophie, deren vorgebliche Meister sich des Namens der Weisen im erhabensten Sinne des Wortes anmaßten, (wie sie noch bis auf diesen Tag thun) versprach nichts geringers als die größte Veredlung der Menschheit, Erhöhung ihrer natürlichen Kräfte bis zur Gemeinschaft mit der göttlichen Natur. Sie rühmte sich den Schlüssel zu besitzen zu

den Pforten einer unsichtbaren geistigen Welt, gegen welche die sichtbare sich verhalte, wie die Buchstaben einer Schrift zu den Worten, und die Worte zu den Ideen, deren bloße Zeichen sie sind; oder wie ein todtes Steinbild zu einem lebendigen Menschen. Sie kannte (ihnem Vorgeben nach) nicht nur alle Arten von Geistern, nach ihren verschiednen Ordnungen, Stufen, Kräften, Wirkungskreisen, Eigenschaften und Verhältnissen; sie besaß auch die Mittel mit diesen unkörperlichen Wesen in Verbindung zu treten, die Freundschaft der guten unter ihnen zu erwerben, sich die bösen zu unterwerfen, und mit Hülfe der einen und der andern die wunderbarsten Wirkungen hervorzubringen.

Der romanhafte und subtile Lehrbegriff und die wenig verständlichen Schriften eines Plotinus verloren sich während der langwierigen Finsterniß, welche nach Zerstörung des alten Römischen Reiches über Europa kam: aber die Begriffe und Träume von Mittelgeistern und Zauberkräften, womit der Nor-

den so wie der Orient, von je her angefüllt war, erhielten sich; und der immer tiefer einwurzelnde Aberglaube, von Mönchen und Romanendichtern auf alle mögliche Weise genährt, überhob die Adepten dieser Zeiten der ungelegnen Mühe, ihre Behauptungen zu beweisen, oder mit der Vernunft in Übereinstimmung zu setzen. Was Wunder, daß selbst während der Dämmerung, welche im funfzehnten und sechzenden Jahrhundert Europa die Wiederherstellung der Litteratur und höhern Aufklärung der Wissenschaften vorbereitete, jene Aetherphilosophie, unter dem Schutze der ehrwürdigen Nahmen eines Hermes Trismegistus, Zoroaster, Orfeus, Pythagoras, Platon u. s. w. sich nicht nur in Ansehen erhielt, sondern sogar wieder eine wissenschaftliche Form gewann, von welcher sich einige der besten Köpfe jener Zeiten verblenden ließen?

Irrthümer, die den Menschen Jahrtausende lang beherrscht haben, sind nicht so leicht zu verdrängen. Sie nehmen alle mögliche Gestalten an, und bedienen

sich aller möglichen Kunstgriffe, wodurch eine des Lichtes noch ungewohnte Vernunft hintergangen werden kann. Eh- mahls waren es die Mönche und die Verfasser der Ritterbücher gewesen; nun waren Philosophen, Ärzte, Naturforscher, Chymisten, die den populären Glauben an Geistererscheinungen, wiederkommende Seelen der Verstorbenen, Elementargeister, Kobolde, profetische Träume und Ahnungen, Sympathien und Antipathien, Palingenesien und Metamorphosen, kurz, alle Wunder und Abenteuer der weisen und schwarzen Magie, in ihren Schutz nahmen und mit neuem Ansehen bekleideten. Der Glaube an alle diese Dinge war im sechzehnten Jahrhundert so allgemein, daß man kaum Einen berühmten Mann dieser Zeit wird nennen können, der nicht mehr oder weniger damit angesteckt gewesen wäre.

Nun hatzwar, Dank sey dem Himmel! diese poetische Art von Philosophie seitdem einen andern Platz gemacht, welche, mit neu erfundenen Werkzeugen bewaffnet, sich gleichsam neue Sinne

zu verschaffen und damit die größten Schwierigkeiten zu übersteigen gewußt hat, die ehmahls jedem entgegen standen, der mit der Fackel der Beobachtung ins Innere der Natur einzudringen versuchte. Die verworrenen und ungewissen Formen der Dämmerung scheinen nun in dem immer zunehmenden Tage zerfließen, und die bezauberte Welt von der natürlichen auf ewig verdrängt zu seyn. Aber die Einbildungskraft findet immer wieder Mittel sich im Besitz ihrer alten Rechte zu erhalten. Der Kreis ihrer Wirksamkeit erweitert sich zugleich mit dem Kreise unsrer Kenntnisse. Die Natur (gleich als ob sie eifersüchtig sey, sich über ihren verborgnen Mysterien von sterblichen Augen überschleichen zu lassen) erscheint immer wundervoller, geheimnißreicher, unerforschlicher, je mehr sie gekannt, erforscht, berechnet, gemessen und gewogen wird. Die unendliche Mannigfaltigkeit und der grenzenlose Schauplatz ihrer Wirkungen verschlingt unsern Geist; er verliert sich in einem Ocean von Wundern, an welchen, wie viel wir auch erklären und begreifen zu können meinen, doch noch immer uner-

klärbares und unbegreifliches genug übrig bleibt um die verlegene Imagination in ihre alte Lage zurück zu werfen.

Denn was haben wir auch mit den scharfsinnigsten und unwidersprechlichsten Erklärungen alles dessen, was im Himmel, auf Erden und unter der Erden ist, am Ende, zu Befriedigung unrrers Vorwitzes gewonnen, als — Erscheinungen zu kennen, deren Ursachen — Wirkungen zu berechnen, deren Kräfte — noch immer Geheimnifs sind? Und wenn wir auch das ganze Uhrwerk der Körperwelt bis auf seine ersten Bestandtheile aus einander legen könnten; so nöthigt uns doch am Ende ein Gefühl, dem die Vernunft selbst nachgeben muß, geistige Kräfte anzunehmen, welche der Materie Zusammenhang, Bewegung, Leben, Empfindung und Gedanken geben, die nicht ihr eigen sind: und so befinden wir uns immerwieder da, wo uns die Philosophie gefunden hatte; glauben immer, daß sie uns gerade das nicht sagen könne, was wir am liebsten wissen möchten! und fühlen uns also um so geneigter, jedem Gehör zu geben, der

unsre Einbildungskraft in Erwartung setzt, und ihr eine Befriedigung zu versprechen scheint, die sie bey jener vergebens gesucht hatte.

Hierzu kommt noch ein andrer Umstand, der eine eben so natürliche Folge der Aufklärung ist, als er den Geistersehern günstig zu seyn scheint. Je weiter die Grenzen unsrer Kenntnisse hinausgerückt werden, je mehr wird die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit der Natur im Detail ihrer Werke kennen lernen: desto weiter dehnt sich auch der Kreis des Möglichen vor unsern Augen aus; und vielleicht ist es gerade der größte Naturforscher, der sich am wenigsten untersteht, irgend etwas, das nicht augenscheinlich in die Klasse der viereckigen Dreyecke gehört, für unmöglich zu erklären.

Seitdem die unersättliche Wifsbegierde mit geschärften Sinnen in alle Elemente eingedrungen ist; seitdem uns die Vergrößerungsgläser einen Abgrund von physischen Wundern, wovon niemand zuvor die mindeste Vorstellung hatte, aufge-

geschlossen haben: seitdem uns die Entdeckung! neuer, von keinem Demokrit oder Aristoteles nur geahnter Eigenschaften der Materie die Natur von ganz neuen Seiten gezeigt, und der unermüdliche Fleiß der Forscher fast täglich in dem Falle ist, auf Entdeckungen zu stoßen, welche die Hälfte dessen, was man vorher für wahr gehalten, wieder umstoßen oder zweifelhaft machen: seitdem haben auch unsre Begriffe vom Wunderbaren und Natürlichen, Möglichen Unmöglichen, eine merkliche Veränderung erleiden müssen. Mitten zwischen den grenzenlosen Tiefen des Unendlichgroßen und Unendlichkleinen, wo jeder Sonnenstaub eine Welt, und jede Welt ein Sonnenstaub, jeder belebte Keim eine ganze Schöpfung, jeder Punkt im Unermesslichen ein Schauplatz ist, zu dessen Durchschauung das Leben eines Menschen nicht zureichte, lernt der Mensch bescheidner von seinen Einsichten denken, und wird immer furchtsamer zu entscheiden was die Natur könne oder nicht könne, je öfter er schon in seinen zu raschen Urtheilen durch nachfolgende Erfahrungen beschämt worden ist. Vor eini-

gen Jahrhunderten hatte das Wunderbare beynahe alle Begriffe vom Natürlichen aus den Köpfen unsrer Vorfahren verdrängt: jetzt verenget die Natur immer mehr die Grenzen des Wunderbaren, und wir finden uns hier auf allen Seiten von so vielen Unbegreiflichkeiten umringt, daß uns beynahe nichts mehr in Erstaunen setzt.

So günstig indessen dieser Umstand den Geistererscheinungen, besonders den Gespenstern und Mittelgeistern, (welche unter allen Einwohnern der bezauberten Welt noch immer die meisten und scheinbarsten Zeugnisse vor sich haben) seyn mag: so ist doch unser Unvermögen ihre Unmöglichkeit zu beweisen alles, was zu ihrem Behufe daraus geschlossen werden kann.

Und verbietet uns da nicht eben diese Vernunft — welche uns abhält zu entscheiden, daß etwas darum unmöglich sey weil wir uns keine deutliche Vorstellung machen können wie es möglich sey — etwas bloß darum für möglich zu erklären, weil wir nicht

einsehen wie und warum es unmöglich seyn sollte?

Wir befinden uns also hierüber in einem ziemlich wagerechten Schwanken; und das gewisseste wozu wir uns selber bringen können, ist das Gefühl, daß ein erscheinender Geist, an sich selbst und ohne Rücksicht auf besondere Erfahrungen und Zeugnisse, weder etwas so unnatürliches sey, um für ganz unmöglich gehalten zu werden, noch natürlich genug, um uns nicht, in jedem besondern Falle, gegen seine Wirklichkeit mißtrauisch zu machen.

Der Erzähler einer Geistergeschichte, die er als vorgeblicher Augen- oder Ohrenzeuge in ganzem Ernste für wahrgiebt, kann sich heutiges Tages darauf verlassen, daß er die meisten Personen von Erziehung und Kenntnissen, sogar diejenigen, die hierin bloße Prätendenten sind, unglaublich finden werde. Wie glaubwürdig auch der Gewährsmann in unsern Augen seyn mag, die Erzählung selbst ist es niemahls; denn es ist einem seiner Vernunft mäch-

tigen Menschen eben so natürlich eine solche Geschichte nicht zu glauben, als zu glauben daß die Sonne morgen wieder aufgehen werde. Dieser Glaube und jener Unglaube beruhen auf einerley Grunde.

Lassen wir aber einen Philosophen auftreten, und in einen ausdrücklich dazu geschriebenen Buche mit scharfsinnigen und scheinbaren Gründen aller Art beweisen, daß alle für historisch wahr ausgegebne Gespenster- und Geistergeschichten auf gar keinem glaubwürdigen Zeugnisse beruhen; und daß die Erscheinungen, welche man ohne Einwirkung solcher Wesen, die zu keinem der bekannten Naturreiche gehören, nicht erklären zu können glaubt, sich aus bekannten natürlichen Ursachen sehr wohl erklären lassen: augenblicklich wird etwas, das (wenn ich nicht irre) nicht bloß Widersprechungsgeist ist, in uns rege, welches uns drängt, die verfolgten Fantomen in unsern Schutz zu nehmen:

Ich habe oft Gelegenheit gehabt diese doppelte Bemerkung zu machen; und,

ohne sie darum für etwas allgemeines zu geben, glaube ich, daß man von dem größern Theile derjenigen, welchen dermahlen die Benennung von Personen von Erziehung zukommt, sagen könne: daß sie, ungeachtet des Unglaubens, den sie allen Erzählungen von Geistererscheinungen, welche bey Gelegenheit in einer Gesellschaft zirkulieren, entgegen setzen, im Herzen doch sehr geneigt sind, die Partey der Geister gegen einen jeden zu halten, der ihnen entweder das Daseyn selbst, oder wenigstens alle Gemeinschaft mit uns irdischen Menschen absprechen wollte.

Mir däucht, diese Neigung habe, außer der Liebe zum Wunderbaren, noch einen besondern Zusammenhang mit der Hoffnung, (die dem Menschen eben so natürlich ist als jene) nach diesem Leben in einem andern persönlich fortzudauern. Von Kindheit an mit Gespenstergeschichten genährt, welche sehr zuversichtlich auf angebliche Erfahrungen oder glaubwürdige Berichte gestützt werden, gewöhnt sich unsre Fantasie, die Gespenster und die übrigen

Geister, deren Daseyn auf der Tradition beruht: als Einwohner jener unsichtbaren Welt anzusehen, in welche dereinst überzugehen unser Schicksal seyn werde. Ohne einen besondern religiösen oder filosofischen Glauben, der uns von diesem künftigen Leben angenehme und wünschenswürdige Vorstellungen macht, ist der Mensch, natürlicher Weise, nichts weniger als geneigt, sich dieses Land der Selen sehr reizend vorzustellen. Es sind ihm, wie dem guten Kaiser Hadrian, *Loca pallida, lurida, livida*, bleiche, bleyfarbene, licht- und freudenleere Gegenden. Der Sund, der zwischen seinem jetzigen Leben und einem künftigen liegt, schneidet alle natürliche Gemeinschaft zwischen beiden ab: er weiß was er zurück lassen und verlieren wird; aber was er gewinnen werde, ist unbekannt oder ungewiß. Er erwartet es also zwischen Furcht und Hoffnung. Aber da der Gedanke an diese große Veränderung, so gern er ihn gänzlich aus dem Gesichte verliert, sich doch von Zeit zu Zeit aufdrängt, und der Mensch sich nun einmahl nicht verbergen kann, daß es da-

zu kommen muß: so ist ihm alles interessant, was einer Nachricht aus dem unbekannten Lande gleich sieht; und gerade darum, weil er weiß, daß ordentlicher Weise niemand von dort zurück kommt, bemächtigt sich jeder, der sich als einen außerordentlichen Gesandten oder Überläufer aus demselben ankündigt — so unglaublich auch die Sache an sich selbst ist — seiner ganzen Aufmerksamkeit.

Diese Vorstellungsart liegt, wenn ich mich nicht sehr irre, mehr oder weniger, bey jedem Menschen zum Grunde, auf welche Weise sie auch durch andre Umstände modificiert worden seyn mag. Der Philosoph mag sich selber noch so deutlich beweisen, daß Gespenster und Hausgeister (*Spiritus familiares*) und Wassernixen, welche die Kinder ins Wasser hinab ziehen, um sie mit Mandeln und Rosinen hübsch rund zu füttern und dann aufzuessen, — in eine und eben dieselbe Kategorie, nemlich in das Fach der Ammenmärchen gehören; der Weltmann mag alle solche Dinge, die nach dem Aberglauben unsrer guten dummen

Altvordern riechen, noch so witzig belächeln; und das Hofgesindel des guten Königs von Schlaraffenland Alcinous¹⁾ mag noch so laut und Bacchantisch über die Leute lachen, die keinen Magen und keinen Bauch mehr haben; Philosophen, Weltleute und lustige Brüder sind am Ende doch nur — Menschen wie andre, und (einen jeden ausgenommen, der ein ordentliches wissenschaftliches Buch gegen die Gespenster geschrieben hat) gilt auch in diesem Stücke von ihnen allen, was Horaz von der Natur überhaupt sagt: „Wie verächtlich wir auch gewisse Gefühle, die allen Menschen gemein sind, von uns stoßen, immer giebt es Augenblicke, wo sie uns unvermerkt überschleichen.“ Wo die Natur den Menschen überhaupt schwach gelassen hat, da ist jeder zu verwunden, hätte er auch die gefährliche Stelle mit siebenfältigem Erze verwahrt.

Diese Erwägungen wären allein schon hinreichend, uns gewisse auffallende

1) *Alcinoi de cute curanda plus aequo operata Juventus.* Horat.

Thatsachen begreiflich zu machen, wodurch seit einigen Jahren unsre Zeit, aller ihrer gerühmten Aufklärung zu Trotz, auf einmahl in die dickste Verfinsterung der barbarischen Jahrhunderte zurück zu stürzen scheint. ²⁾ Ein Rückfall, der vielen nicht so unbegreiflich vorkommen würde, wenn sie bedächten, daß, aus immer fortdauernden, in der schwachen Seite des Menschen gegründeten Ursachen, nicht nur Aberglaube und Schwärmerey unter dem größten Theile der Menschen mit der Aufklärung unter dem kleinsten Theile immer gleichen Schritt hält; sondern daß die Zeiten der größten Verfeinerung, des größten Luxus, und der ungezähmtesten Liederlichkeit, von je her immer diejenigen gewesen sind, wo die schelmischen Schlauköpfe, die von

²⁾ Diejenigen, die mit der neuesten Geschichte der Verirrungen des menschlichen Geistes und Herzens bekannt zu seyn entweder unmittelbare Gelegenheiten haben, oder sie wenigstens aus der Berliner Monatschrift kennen, wissen wovon ich rede, ohne daß es hier einer deutlichen Äußerung bedarf.

allem diesem zu Erreichung ihrer geheimen Absichten Vorthail zu ziehen wissen, das beste Spiel haben.

Ich berühre diese unangenehm schnarrende Saite bloß darum, weil es sehr gegen meine Absicht wäre, wenn jemand meine bisherigen Betrachtungen so ausdeuten wollte, als ob ich dem groben, und, wofern er minder schädlich wäre, lächerlichen Mißbrauche, der in unsern Tagen von dem Hang der Menschen zum Wunderbaren und Übernatürlichen gemacht wird, und der in eine wahre Dämonomanie auszuarten anfängt, das Wort reden wollte. Wenn wir gleich eine schwache Seite haben müssen; wenn es sogar wahr ist, daß diese schwache Seite mit gewissen Empfindungen und Neigungen, die einen Theil unsrer Glückseligkeit ausmachen, unmittelbar zusammen hängt: so bleibt darum nicht weniger wahr, daß unser angelegenstes Interesse erfordert, gegen die gefährlichen Täuschungen, denen sie uns bloß stellt, auf unsrer Hut zu seyn. Der Hang zum Neuen und Wunderbaren, das Verlangen, in den Mysterien der Natur oh-

ne langwieriges und anstrengendes Studium iniziiert zu werden, der Glaube an geistige Bewegungen der Natur, und an eine unsichtbare Welt, in welche wir überzugehen wünschen, die Deisdämonie, oder die Furcht vor den unsichtbaren Bären, gegen die wir uns eben darum nicht wehren können weil sie unsichtbar sind, der Wunsch, daß das Wasser der Unsterblichkeit, das Elixier der ewigen Gesundheit, das Hütchen des Fortunatus, das Horn und der Becher Oberons, und der Stein der Weisen wirkliche Dinge und in unsrer Gewalt seyn möchten, sind freylich lauter Neigungen und Wünsche, die Theils dem menschlichen Herzen, theils der menschlichen Trägheit, Leichtfertigkeit und Albernheit sehr natürlich sind. Aber folgt daraus, daß wir uns, mit geschlossnen Augen und gebundenen Händen, von Isispriestern, Magern, Fakirn, Bonzen, Mystagogen, Traumdeutern, Weisenmeistern, Spähmännern und Thyrsiakurn, Schatzgräbern und Geisterbannern, wie die unwissendsten Nord- und Südländischen Wilden, zu

Narren machen lassen sollen? — Eben darum, weil der Hang zum Übernatürlichen, der Glaube an unsichtbare Bären, und der Wunsch mehr zu wissen und zu können, als Menschen wissen und können sollen, das arme menschliche Geschlecht von je her allen diesen Betrügern in die Hände geliefert, ihm dadurch unzerreißliche Ketten angelegt und unheilbare Wunden geschlagen hat: eben darum nenne ich diesen Hang, diesen Glauben, diesen Wunsch — die schwache Seite der menschlichen Natur; und eben darum ist es so nöthig, daß wir uns da, wo die größte Gefahr ist, durch die untrüglichen Grundsätze, welche Natur, allgemeine Erfahrung und allgemeiner Menschenverstand darbieten, auch am stärksten zu befestigen suchen.

Natten machen lassen sollen? — Eben
 daraus, weil der Hang zum Überma-
 ßlichen, der Glaube an unsterb-
 liche Tüden, und der Wunsch mehr zu
 wissen und zu können, als Men-
 schen wissen und können sollen, das
 arme menschliche Geschlecht von je her
 allen diesen Betrügn in die Hände gelie-
 fert, ihm dadurch unsterbliche Ketten
 angelegt und unheilbare Wunden gescha-
 gen hat; eben darum heime ich diesen
 Hang, diesen Gläubigen, diesen
 Wunsch — die schwache Seite
 der menschlichen Natur; und eben dar-
 um ist es so nötig, daß wir uns da,
 wo die größte Gefahr ist, durch die un-
 trüglichen Grundätze, welche Na-
 tur, allgemeine Erfahrung und alle
 meiner Menschenverstand darge-
 ten, auch am stärksten zu festhalten
 suchen.

ÜBER DIE ÄLTESTEN
ZEITKÜRZUNGSSPIELE.

ÜBER DIE ÄLTESTEN
ZEITKÜNDLICHEN SPIELE.

Die Erfindung der Würfel, und eines andern bey den Griechen üblichen Spieles, welches mit unserm Kegelschieben einige Ähnlichkeit hat, wurde keinem geringern als dem angeblichen Erfinder aller Künste und Wissenschaften, dem Theut oder Hermes der Ägypter zugeschrieben. Wir haben davon das Zeugniß des Plato, der in seinem Fädros dem Sokrates eine Unterredung zwischen diesem Theut und dem Ägyptischen König Thamos in den Mund legt, welche er, ohne seinen Gewährsmann zu nennen, gehört zu haben vorgiebt. So wenig Beweiskraft auch diese Stelle hat, so beweist sie doch, daß die Erfindung dieser Spiele sich in dem grauesten Alterthume verliert.

Ein anderes bey den Alten sehr übliches Fingerspiel, welches die Franzosen Wieland 44. B.

Mourre, die Italiäner *Mora*, die Lateiner *digitis micare* nennen, und welches aller Vermuthung nach mit einer sehr alten Art mit den Fingern zu rechnen zusammen hing, ¹⁾ soll die schöne Helena erfunden haben, um sich und den Trojanischen Damen während der langen Belagerung von Troja die Zeit zu vertreiben. Diese Art zu rechnen, die, weil sie die natürlichste ist, vermuthlich auch die älteste war, wurde nach und nach immer weiter und endlich so weit getrieben, daß man durch die verschiedene Artikulierung und Stellung der Finger bis auf eine Million zählen konnte. Ich vermuthete, daß das Feine dieses Spiels in der Behendigkeit bestanden habe, womit man dem andern gewisse Zahlen vorfingerte, die er

¹⁾ *Reda Venerabilis*, ein Britischer Mönch, der im siebenten Jahrhundert lebte und für den gelehrtesten Mann seiner ungelehrten Zeit galt, hat einen Traktat über diese Art zu rechnen geschrieben, nach dessen Anweisung ein gewisser Johann Bogard die sämtlichen Figuren derselben von 1 bis 1000000 in Kupfer gestochen i. J. 1544 zu Paris herausgegeben hat; aus welchem Werke sie in der Folge in verschiedene andere, die von geheimen Künsten handeln, gekommen sind.

eben so geschwind errathen mußte. Doch wird es auch auf eine Art, die keine Kenntniß der Finger - Rechenkunst voraussetzt, gespielt, indem man bloß so bestehende als möglich mehr oder weniger Finger auf- und zuklappt, und den andern Gerad oder Ungerad? rathen läßt. Von welcher dieser Spielarten die schöne Tochter der Leda Erfinderin gewesen seyn mag, wissen wir nicht: aber das ist wohl gewiß derjenige, der ihr diese Erfindung zugeschrieben, den Fürsten und Rittern am Hofe des alten Priamus wenig Ehre dadurch angethan hat.

Auf der andern Seite soll Palamedes im Lager der Griechen vor Troja zur Gemüthsergetzung der Achäischen Feldherrn und Hauptleute, denen die zehnjährige Belagerung dieser Stadt vermuthlich nicht weniger müßige Stunden liefs als die Blokade von Giberaltar den Spanischen, die nemlichen Spiele erfunden oder vielleicht nur eingeführt haben, welche Plato dem Ägyptischen Theut beylegt.

Herodot (den die treuherzige Art, wo-

mit er seine Mährchen, so wie er sie gehört hatte, nacherzählt, in den Augen billiger historischer Kunstrichter nur desto glaubwürdiger macht) schreibt die Erfindung der meisten Ergetzungsspiele, die bey den Griechen üblich waren, einem uralten Lydischen Könige, Namens Atys, zu, der (nach Frerets Ausrechnung) wenigstens dritthalb hundert Jahre vor dem Trojanischen Kriege gelebt hat. Eine große Hungersnoth hatte das Reich dieses Fürsten aufs äußerste gebracht. Die Unmöglichkeit der gemeinen Noth abzuheffen, drang ihn endlich auf ein Mittel zu denken, dem Volke wenigstens das Gefühl seines Elendes zu erleichtern. Zu diesem Ende erfand er (vermuthlich mit Hülfe seiner Minister und schönen Geister) die besagten Spiele als ein Zerstreuungsmittel, das durch die Leidenschaften, die dabey erregt und beschäftigt werden, geschickt schien, ihre Aufmerksamkeit von den Gedanken, an ihren Zustand abzukehren. Das Volk wurde in zwey Klassen abgetheilt, welche Tag um Tag entweder zu essen bekamen oder spielten. Heute spielte die eine Klasse während die andre ge-

speist wurde; den folgenden Tag wurde der Tisch für die gestrigen Spieler gedeckt, und jene mußten indessen ihrem Magen mit Würfeln oder Ballschlagen die Zeit vertreiben. Freret, der dieser Anekdote in seiner Abhandlung über die Zeitrechnung des Lydischen Reiches Erwähnung thut, meint, es sey nicht natürlich, eine Hungersnoth für die Mutter von Ergetzlichkeiten zu halten. Aber es ist wenigstens nicht unnatürlicher, als die Dürftigkeit zur Mutter der Liebe zu machen, wie Plato in seinem Gastmahle thut. Und wer weiß, ob nicht wir selbst die Zeit noch erleben, wo irgend ein schlauer Plusmacher auf den Einfall kommt, diese alte Erfindung des Königs Atys von Lydien zur Grundlage einer neuen Finanzspeculation zu machen, welche die Einkünfte seines Herrn durch die bloße Abschaffung von $182\frac{1}{2}$ Mahlzeiten des Jahrs, um drey bis vier hundert Procent — jährlich wenigstens, vermehren würde.

Wie dem auch seyn mag, so viel ergibt sich aus Homers Odyssee, daß das Spiel mit einer Art von steinernen Kegeln, die man Pessos nannte, (das

einzig an dessen Erfindung die Lydier keinen Anspruch machten) zu den Zeiten des Trojanischen Krieges unter den Griechen schon so gewöhnlich war, daß Minerva, wie sie in Gestalt des Königs Menthes Ulyssens Palast besucht, die Sponsierer der göttlichen Penelope vor der Thür über diesem Spiele antrifft. Athenäus giebt uns in seinen gelehrten Tischreden eine sehr deutliche Beschreibung, wie die besagten Freyer dieses Spiel gespielt hätten, und führt zu seinem Gewährsmann den Polyhistor Apion von Alexandria an, der es von einem Einwohner von Ithaka, Nahmens Kteson, unmittelbar gehört zu haben versicherte.

Es waren nemlich hundert und acht edle Herren, theils aus Ithaka theils aus den nächst gelegnen Inseln, welche auf die Gemahlin und die Güter des Ulysses Anspruch machten; und eben so viele Pessi, d. i. längliche, unten viereckige, und oben zugeründete Steine, brauchten sie zu diesem Spiele. Die Freyer stellten sich in zwey Reihen gegen einander über, vier und funfzig gegen vier und funfzig, und eben so wurden auch ihre Steine ge-

setzt, so daß zwischen den beiden Schlachtordnungen ein leerer Platz blieb, in dessen Mitte ein besonderer Stein gesetzt wurde, der den Namen Penelope bekam. Diese Penelope war nur das Ziel, wonach die Herren in einer bestimmten Entfernung werfen mußten; und die Ordnung des Werfens wurde durchs Loos entschieden. Der erste, welcher so geschickt oder so glücklich warf, sie zu treffen und von ihrer Stelle wegzurücken, dessen Stein wurde an ihren Platz gesetzt, und er warf nun von diesem Standpunkt zum zweyten Mahle nach seinem eigenen Steine, der nun die Penelope vorstellte.²⁾ Traf er sie ohne einen von den andern Steinen zu berühren, so hatte er gewonnen, und hielt's für eine Vorbedeutung, daß Er der Glückliche sey, der zuletzt

2) So verstehe ich wenigstens den Text des Athenäus, und begreife nicht wie er anders verstanden werden könne: wiewohl Herr Jakob Daleschamp, der Lateinische Übersetzer, Mittel gefunden hat, aus der ganz klaren Erzählung des Textes etwas zu machen das gar keinen Sinn hat. Ich weiß nichts zu seiner Entschuldigung zu sagen, als daß dieß so ziemlich gewöhnlich bey ihm ist.

die Braut heimführen werde: und je öfter einer in diesem Spiele obgesiegt hatte, je höher stieg seine Hoffnung.

Dieses Spiel war also zugleich eine Art von *Sortilegium*, ³⁾ und wurde, wie es scheint, bey den Alten öfters zu diesem Ende gebraucht.

Homer gedenkt auch noch anderer Spiele, mit denen sich die Freyer der schönen Penelope die Zeit kürzten: aber da sie von der kriegerischen und gymnastischen Art sind, welche bey den Griechen, außer den lieblichen Spielen der Musen und Grazien, (Gesang, Tanz, Musik und Theaterspielen) fast alle andre verdrängten, so gehören sie nicht zu meinem dermahligen Gegenstande.

Die vorerwähnte Sage, die den Palamedes zum Erfinder des beschriebenen

³⁾ D. i. eine Art von Anfrage bey dem Schicksal [durch gewisse Handlungen, deren Erfolg für eine Antwort desselben aufgenommen wurde.

Spieles mit den steinernen Kegeln macht, hat durch einen seltsamen Irrthum viele Gelehrte veranlaßt, diesen Griechischen Prinzen für den Erfinder des Schachspiels auszugeben. Denn es ist nicht abzusehen, was diesen Irrthum hätte veranlassen können, wenn er nicht daher entstanden ist, daß irgend einer (z. B. der Lateinische Übersetzer des Älians) das Griechische *Pessi* durch *Latrunculi* übersetzt hat, und daß unsre neuern Lateiner das Schachspiel *ludum latrunculorum* zu nennen pflegen, wiewohl das Soldatenspiel (welches bey den Römern diesen Nahmen führte) von dem Spiele der Homerischen Freyer eben so verschieden ist als vom Schachspiele, wie sichs besser unten zeigen wird.

Das wahre Schachspiel ist aus einer viel spätern Zeit, und war in Europa vor den Kreuzzügen unbekannt. Es ist ein morgenländisches Spiel.

Die ersten abendländischen Schriftsteller, welche dessen erwähnt haben, sind die Verfasser der Rittergeschichten von der Tafelrunde; bey den

Griechen aber ist die berühmte Prinzessin Anna Komnena die erste, die davon, unter dem Nahmen Zatrikion, als von einem Spiele spricht, das von den Persern zu den Griechen gebracht worden sey. Aber auch die Perser gestehen, 4) daß sie nicht die Erfinder desselben sind, sondern es erst in den Zeiten des großen Khosru oder Kosroes (also gegen die Mitte des sechsten Jahrhunderts) aus Indien erhalten haben.

Ungefähr um eben diese Zeit, nemlich unter der Regierung des Wu-Ti, haben es auch die Sineser, laut ihres eignen Bekenntnisses, von den Indiern erhalten.

Unter diesen soll es, zu Anfang des fünften Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung, ein Bramine, Namens Nassir, Dakers Sohn, 5) erfunden haben, um einen damahligen jungen und mächtigen

4) S. Hyde *de Ludis orientalium* und Freret *de l'origine du jeu des Echecs*, im Vol. III. de l' *Histoire de l'Acad. des Inscript.* de 1731.

5) Die Araber nennen ihn Sissa.

König von Indien, Namens Behib, oder Behram, — der in den ziemlich gewöhnlichen Fehler der Könige, von sich selbst zugroß und von den Menschen unter ihnen zu gering zu denken, gefallen war — mit guter Art von der Wahrheit zu überzeugen: „dass ein Fürst matt werden muß, so bald er von seinen Unterthanen verlassen wird, oder keine mehr hat.“ Hundert andre wackre Leute, Raja's und Braminen, hatten dieß dem jungen Fürsten geradezu gesagt, aber waren damit so übel angekommen, dass mehrere ihre Freymüthigkeit mit dem Leben hatten bezahlen müssen. Die natürlichen Folgen einer solchen Art zu verfahren blieben nicht lange aus. Die unterdrückten Völker gaben bereits durch gefährliche Zeichen zu erkennen, dass ihre Geduld erschöpft sey, und die zinsbaren Fürsten kehrten schon Anstalten vor, sich diesen Umstand zu Nutze zu machen — als Nassir, der Sohn Dahors, auf den Gedanken kam, dem Könige über die unglücklichen Folgen, welche sein Betragen nach sich ziehen würde, die Augen zu öffnen. Nun hatten ihm aber die Beyspiele seiner

Vorgänger gezeigt, daß die Belehrung auf keine andre Weise von gutem Erfolge seyn würde, als wenn der Fürst sich solche selbst zu geben, und nicht sie von einem andern zu empfangen glauben würde. Er erfand also das Königsspiel; wo der Schach oder König, wiewohl der wichtigste unter allen Steinen, zu dessen Beschützung alle übrigen da sind, doch weder zum Angriff geschickt ist, noch sich selbst gegen seine Feinde schützen kann, wenn seine Unterthanen nicht das Beste dabey thun: und wo die gemeinen Soldaten die wichtigsten Dienste thun, und eben deßwegen auch auf alle mögliche Weise geschont werden müssen, weil der unzeitige Verlust eines einzigen genug ist, den Untergang des Königs nach sich zu ziehen oder zu beschleunigen.

Das neue Spiel wurde bald überall bekannt. Der König hörte davon sprechen, und bekam Lust es von dem Erfinder selbst zu erlernen. Der Bramine wurde nach Hofe berufen, und fand, unter dem Vorwande, Sr. Hoheit die Regeln des Spieles zu erklären, Gelegenheit genug, ihm, auf eine feine und seine Eitelkeit nicht

beleidigende Art, alle die großen Wahrheiten beyzubringen, die er aus dem Munde der hofmeisterlichen Raja's und Braminen nicht hatte annehmen wollen. Kurz, der Fürst, dem es weder an Verstande noch Anlage zu edeln Gesinnungen fehlte, machte die Anwendung der Spiellekzionen des Braminen Nassir auf sich selbst, änderte sein Betragen, gewann das Herz seiner Unterthanen wieder, und wandte dadurch alles Unglück ab, das sich über ihm zusammen gezogen hatte.

So erzählen die Arabischen Autoren die Geschichte der Erfindung des Schachspiels: und man muß gestehen, wenn es gleich nur ein Märchen seyn sollte, so ist es wenigstens gut erfunden, und die ganze Beschaffenheit dieses edeln Spieles stimmt aufs vollkommenste mit dem Zweck überein, der dem Erfinder beygelegt wird.

Vielleicht ist der Leser neugierig zu wissen, wie der König von Indien den Braminen Sissa oder Nassir für eine so schöne Erfindung belohnte. — „Sohn Da-

hens, sagte Behram zu ihm, ⁶⁾ ich erkenne, daß du ein Mann bist, in welchem der Geist der Weisheit wohnt: begehre frey was ich dir geben soll, es sey so tief oder so hoch du willst: fordre bis zur Hälfte meines Reichs, es soll dir werden!"

Sissa, der Weise, beugte sich mit seinem Antlitz zur Erde, und antwortete dem Könige: Mein Herr König, wenn ich Gnade gefunden habe vor deinen Augen, so gewähre mich dessen, was ich von dir bitten will. Siehe, ich habe die Tafel meines Spiels, die hier vor dir liegt, in vier und sechzig Felder abgetheilt. So befehl nun deinen Knechten, welche über deine Getreidehäuser gesetzt sind, daß sie auf das erste Feld legen Ein Weizenkorn, auf das andre zwey, auf das dritte vier, auf das vierte acht, und so immer auf das nächst folgende noch einmahl so viel als auf das vorgehende, bis zum letzten der vier und sechzig Felder; und mein Herr der König lasse diess meine Belohnung seyn!

⁶⁾ So erzählt Hyde aus dem Munde eines ungenannten Rabbinen.

Wie der König dieß hörte, gerieth er in einen großen Zorn, und verachtete den Braminen in seinem Herzen, sprechend: Du hast nicht gefordert wie ein weiser Mann, sondern wie ein Narr. Meinst du etwa, daß ich nicht Macht genug habe dir etwas großes zu geben, daß du etwas so geringes von mir verlangst?

Allein der Bramine blieb dabey, daß ihm an der gebetnen Belohnung vollkommen genüge, und setzte hinzu, wenn es Sr. Hoheit ja zu wenig dünke, so möchte er ihm doppelt so viel geben lassen. Der König ließ also den Oberaufseher über seine Kornhäuser kommen, und befahl ihm, dem Braminen zu geben was er begehrt hatte.

Aber es zeigte sich bald, daß der weise Sissa seinem Herrn in dieser Bitte abermahls eine indirekte Lehre hatte beybringen wollen. Denn der Oberaufseher über die Kornhäuser kam in kurzem wieder zurück, und versicherte: er habe zwar die Summe der Weizenkörner, die der König dem Braminen zu ge-

ben befohlen, auszurechnen angefangen: aber solche, eh' er noch über die Hälfte der Zahl vier und sechzig gekommen, so ungeheuer groß gefunden, daß es ihm unmöglich sey fortzurechnen. Alles was er davon sagen könne, sey: daß alles Korn im ganzen Reiche nicht hinlänglich wäre, nur die Hälfte des Getreides zu bezahlen, welches der Bramine nach dem Versprechen des Königs zu fordern habe. 7)

Jetzt ging dem König auf einmahl ein Licht auf; er merkte was ihm der Sohn Dahers durch diese Bitte zu verstehen gegeben hatte, ließ ihn zu sich hohlen, umarmte und küßte ihn, und sprach: „Nun

7) Man hat ausgerechnet, daß die ganze Summe nicht weniger erfordern würde als sechzehn tausend drey hundert vier und achtzig Städte, in deren jeder ein tausend vier und zwanzig Kornhäuser, in jedem Kornhause hundert vier und siebenzig tausend sieben hundert zwey und sechzig Mafs Weizen, und in jedem Mafs zwey und dreyßig tausend sieben hundert acht und sechzig Körner wären; welches mehr Weizen wäre, als alle Kornböden des ganzen Erdbodens seit Erschaffung der Welt enthalten haben mögen,

sehe ich daß die Weisheit Gottes in dir ist: von Stund' an soll mein Volk nach deinem Munde regiert werden, und Du sollst das Brot an meinen Tische essen!" — Und der weisse Sissa (setzt der Rabbi hinzu) lebte mit dem Könige, und war ihm wie sein Freund und Bruder alle Tage seines Lebens.

Ich finde nicht, wie dieses Spiel in Indien und von seinem Erfinder genannt worden sey. Als es nach Persien kam, erhielt es daselbst den Nahmen *Schatreng*, oder *Schatrangschi*, das Königsspiel: und diesen Nahmen behielt es auch bey den Arabern, durch welche es vermuthlich in den mittlern Zeiten zu den Spaniern gekommen, die es *Xadrang*, oder auch mit dem Arabischen Artikel *AlXadres* und *Axadres* nennen. Die Griechen, die es vermuthlich erst von den Arabern, vielleicht in den Zeiten der Kalifen zu Bagdad, kennen lernten, nannten es *Zadrikion*, die Franzosen *le Jeu des Echecs*, die Deutschen das Schachspiel, (jene von dem Arabischen *Schek* oder *Scheik*, diese von dem Persischen *Schah* oder *Schach*) die neuern Lateiner

Ludum Scachorum, und die Italiäner
Scacchi.

Es ist unbegreiflich, wie ein so gelehrter Mann als *Saumaise* war, ohne den Schatten eines Beweises aus Griechischen Schriftstellern, die Griechen zu Erfindern eines Spieles machen konnte, in welchem alles morgenländisch ist. Denn sein ganzer Beweis ist die seltsame Frage: Wer weiß nicht, daß man die Erfindung dieses Spiels den Griechen schuldig sey? Von ihnen (setzt er eben so entscheidend hinzu) kam es zu den Persern. (*Exercit. in Solin. p. 795.*) Die Prinzessin *Anna Komnena*, die doch wohl besser wissen konnte was an der Sache war, sagt gerade das Gegentheil. Denn da sie in der Erzählung der Verschwörung der vier Gebrüder *Anemaden* und des schwachköpfigen Senators *Salomon* gegen den Kaiser *Alexius*, ihren Vater, des Umstandes, welchem dieser Kaiser die Entdeckung der Verschwörung und sein Leben zu danken hatte, erwähnt, — nämlich, daß er gewohnt gewesen sey, wenn er des Nachts nicht schlafen konnte, mit einem seiner nächsten Verwandten *Schach*

zu spielen — setzt sie hinzu: „Ein Spiel, welches bey den Assyriern ⁸⁾ erfunden worden, und von ihnen auf uns gekommen ist.“ Dafs diese Prinzessin von dem wahren Erfinder nicht genauer unterrichtet war, benimmt ihrer Glaubwürdigkeit in der Hauptsache nichts: denn so viel bleibt immer gewifs, dafs sie es hätte wissen müssen, wenn das Spiel *Zatrikion* Griechischen Ursprungs gewesen wäre, und dafs sie solchen Falls nicht daran gedacht hätte es den Assyriern zuzuschreiben. —

Ob der gute Bramine Nassir die Könige durch sein Königsspiel viel weiser und besser gemacht habe, wollen wir — nicht fragen: aber wenigstens darin hat er seinen Zweck erreicht, dafs es viele Jahrhunderte lang ein Lieblingsspiel der morgenländischen Fürsten und Grofsen gewesen, und es noch auf diesen Tag ist. Von dem Kalifen Al-Amir, dem sechsten unter den Abbassiden, erzählt der

8) So nannten die Griechen damahls die Araber, die im Besitz des alten Assyrischen und Persischen Reichs waren.

Geschichtschreiber Elmakî eine Anekdote, die für einen sehr heroischen Beweis seiner Leidenschaft für dieses Spiel gelten kann. Er spielte eben im Innersten seines Palastes mit seinem Liebling Kutur Schach, da einer von seinen Dienern ihn erinnerte, daß es Zeit wäre seine Aufmerksamkeit wichtigern Angelegenheiten zu widmen; denn die Feinde welche Bagdad seit geraumer Zeit belagerten, wären im Begriffe sich von der Stadt Meister zu machen. — „Gut, ich komme ja, sagte der Kalif zu dem Officier, laß mich nur erst Kutern matt machen.“

Man erzählt von unserm großherzigen Kurfürsten von Sachsen, Joh. Friedrich, einen ähnlichen Zug, aber unter Umständen, die seinem Karakter zu größerer Ehre gereichen. Als ihn Kaiser Karl der Fünfte nach der unglücklichen Schlacht bey Mühlberg in seine Gewalt bekommen hatte, und, der Grundgesetze des Deutschen Reichs und seiner Wahlkapitulation uneingedenk, ihm durch ein aus Spanischen und Italiänischen Officieren bestehendes

Kriegsgericht unter dem Vorsitze des abscheulichen D u c a d' A l b a den Prozeß machen liefs: spielte der Kurfürst eben mit Herzog Ernst von Braunschweig, seinem Freunde und Mitgefangnen, Schach, da ihm K a r l das von jenem ungerechten Kriegsgericht über ihn gefällte Todesurtheil ankündigen liefs. Der Kurfürst hielt einen Augenblick inne, aber ohne den mindesten Anschein von Bestürzung blicken zu lassen; gab die Antwort eines Helden und eines guten Vaters; hiefs darauf Herzog Ernsten, an dem der Zug war, fortziehen; spielte mit seiner gewöhnlichen Aufmerksamkeit heiter und kaltblütig fort; und freute sich, da er den Herzog matt gemacht, seines Sieges eben so herzlich, als ob nichts widriges vorgefallen wäre. 9)

9) R o b e r t s o n s Geschichte Karls V. Th. 3. S. 184. Diese Anekdote bringt mir eine andre ins Gedächtniß, welche S e n e k a von K a n u s I u l i u s erzählt, einem edeln Römer, den der blutdürstige Tollhäsler K a l i g u l a, ohne eine andre Ursache als weil Kanus noch eine alt Römische Seele hatte, ermorden liefs. Kaligula hatte es ihm zehn Tage vorher gesagt, daß sein Name auf der Todesliste stehe, und er war der Mann, dem

Auch der große Asiatische Eroberer Timur, oder Tamerlan, war ein großer Liebhaber vom Schachspiele. Er spielte aber nur das große, das auf hundert zwey und dreyßig Feldern mit zwey und dreyßig Figuren auf jeder Seite gespielt wird: das gewöhnliche mit sechzehn Figuren war ihm zu klein. Die Geschichte nennt sogar diejenigen mit denen ers gewöhnlich zu spielen pflegte, und unter diesen auch den Ala-Eddin oder Aladdin, der so geübt darin war, daß er immer ohne sich einen Augenblick zu besinnen zog, und doch immer allen andern

man so was glauben konnte. Als nach zehn Tagen der Hauptmann, der den Kanus nebst einigen andern zum Tode führen sollte, in sein Haus kam, fand er ihn ganz ruhig beym Soldatenspiele. Folge mir, rief ihm der Hauptmann zu, und wies seinen Befehl. Kanus steht auf, zählt seine Steine, und — daß du mir nicht, sagt er zu seinem Kameraden, nach meinem Tode sagst du habest gewonnen! — Hier, spricht er zum Hauptmann, sey Du Zeuge, daß ich einen Stein mehr habe als er. Seneka Epist. XIV. Die Anekdote ist eben so herrlich, als die moralische Brühe abscheulich ist, welche Seneka darüber gießt.

überlegen war. Timur, der auch im Schachspiel nicht gern den Kürzern zog, war doch so billig, dem Aladdin seine Überlegenheit zu verzeihen. Da ihm dieser einst in einem Meisterspiele viel zu schaffen machte und zuletzt auch den Sieg erhielt, rief Timur lachend aus: Aladdin, du hast gewonnen! Du bist unter den Schachspielern so einzig als Timur unter den Königen. Hingegen wird von dem berühmten Sultan Mahmud, Sebuktigin's Sohn, Gahsni genannt, erzählt: daß er im Schachspiel eben so unerschöpflich an Kriegsthesten und eben so unüberwindlich gewesen, als in dem eigentlichen Königsspiele, welches er mit den morgenländischen Fürsten seiner Zeit um Kronen und Länder spielte. Diels gab einem Persischen Dichter, Namens Onsori, Anlaß, ihm in zwey Versen ein Kompliment zu machen, das auf einen großen König unsrer Zeit anwendbar wäre:

Mit tausend Fürsten spielt der König
 Mahmud Schach,
 Und jeden macht er auch auf andre Weise
 matt.

Das Schachspiel ist, seit den Zeiten, da die abendländischen Fürsten und Ritter es von ihren unglücklichen Kreuzzügen nach dem heiligen Grabe mitgebracht, auch in Europa lange das Lieblingsspiel der Großen gewesen. Daher kam es, daß man einem so königlichen Spiele durch die Kostbarkeit und künstliche Arbeit des Schachbrets und der Figuren Ehre anzuthun suchte, und hierein mit den Morgenländern gleichsam wetteiferte; wie davon in königlichen und fürstlichen Kunst- und Schatzkammern (so wie noch in manchen altedeln Deutschen Familien, wo man die Reliquien der Vorfahren in gebührenden Ehren hält) noch häufige Beweise anzutreffen sind. Im Orient wurde die Pracht auch in diesem Stücke so weit getrieben, daß (nach dem Geschichtschreiber Medschdi) der Persische König Kosru, Perviz Sohn, ein Schachspiel, wo die eine Hälfte der Figuren von Hyazinth und die andre von Smaragd war, und ein anderer Persischer Monarch eines besaß, dessen mindester Stein drey tausend goldne Dinars werth war.

Einer von den alten Romanciers,

deren Einbildungskraft immer noch über das höchste was sie vor Augen hatten weit hinaus ging, giebt uns in einer Erzählung von den Abenteuern, welche den vier Brüdern und Königssöhnen, Gauvain, (oder Galvin) Agravain, Gueret und Galleret, auf ihrem Zuge nach dem verlornen Lanzelot aufgestossen, eine Beschreibung eines Schachbrets und einer Art dieses Spiel zu spielen, die in einem romantischen Gedichte keine schlechte Figur machen würde.

„Galleret, der jüngste und artigste von diesen Brüdern, erblickt eines Tages, indem er aus einem Walde heraus reitet, auf einem nicht weit entfernten Hügel ein prächtiges Schloß; und indem er es mit Verwunderung betrachtet, kommt ein Fräulein aus demselben angeritten, die ihn sehr höflich anspricht, und ihn im Nahmen ihrer Dame, der Gebieterin dieses Schlosses, einladet, bey ihr auszuruhen, und nach der Tafel eine Partie Schach mit ihr zu spielen. Denn, setzte sie hinzu, vermöge der guten Erziehung die ein Ritter von eurem Ansehen ohne Zweifel erhalten hat, kann euch dieß Spiel

nicht unbekannt seyn. Galleret erwidert mit aller Artigkeit eines Ritters von der Tafelrunde: er sey zwar kein grosser Meister in diesem Spiele; wiewohl ers öfters an König Artus Hofe habe spielen gesehen, wo der König und die Königin Genievre, und Lanzelot und Galwin und die übrigen Ritter in müßigen Stunden sich gewöhnlich mit demselben zu ergetzen pflegten; indessen sey er auf allen Fall bereit, dem Fräulein zu folgen wohin sie ihn führen würde. Diese brachte ihn also nach dem Schlosse, wo er von der Fee Floribelle, einer grossen, schönen und sehr muntern Dame, freundlichst empfangen wurde. Nach der Tafel führte ihn die Dame in einen prächtigen Sahl, wo er (wie sie sagte) alles zu dem Schachspiel, wozu sie ihn eingeladen hatte, bereit finden würde. Galleret machte ein Paar Augen von der ersten Grösse, wie er einen *Echiquier* vor sich sah, dergleichen er noch keinen in seinem Lebengesehen hatte; denn der ganze Sahl stellte das Schachbret vor. Er war mit grossen Quadersteinen von schwarzen und weissem Marmor gepflastert, welche die Felder des Schachbrets ausmachten; und

die Figuren, welche theils von Elfenbein, theils von Ebenholz zu seyn schienen, waren alle in Lebensgröſſe, und außerordentlich prächtig aufgeschmückt. ¹⁰⁾ Ihre Waffenrüstungen waren von geschmolztem Gold, und, eben so wie ihre Kleidung, mit Perlen und Edelgesteinen von grossem Werthe reichlich besetzt. Vorzüglich schimmerten die beiden Könige und Königinnen in einer ganz verblenden- den Herrlichkeit. Die Läufer, die man damahls *Alsins* oder Bannerträger nannte, stellten Soldaten zu Fuß vor, aber von Kopf zu Fuß bewaffnet, und trugen prächtige Fahnen, von zwey verschiedenen Farben in der Hand, in welche zwey verschiedene Devisen mit Gold und Perlen gestickt waren. Die Sprin-

10) Don Juan di Austria (Fillipp des vierten Sohn) soll einen Schachsahl von der nehmlichen Einrichtung gehabt, und sich zum Spielen statt der Steine lebendiger hierzu abgerichteter Personen bedient haben. War dieß Nachmachung des Schachspiels der Fee *Floribelle*? Es ist kaum zu vermuthen, daß Don Juan dieses *Fabliau*, welches *Sainte-Palaye* erst kürzlich aus einer Handschrift ans Licht gezogen, gekannt haben sollte.

ger saßen als Ritter auf Pferden von gediegenem Golde, und man konnte nichts reichers sehen als ihre Rüstungen, Waffen und Pferdedecken. Die Thürme wurden von goldnen Elefanten getragen. Die simplen *Pions* oder Bauern wurden endlich durch Soldaten zu Fuß vorgestellt, die mit Streitäxten bewaffnet waren, und so marzialisch aussahen, als ob sie das Zeichen zum Angriff kaum erwarten könnten. Aber das seltsamste bey dem allen war, daß der große Zauberer, der Werkmeister dieses wundervollen Schachspiels, (eben so geschickt wie Homers Vulkan) diesen Figuren die Eigenschaft gegeben hatte, sich auf bloße Berührung mit einem Stäbchen, welches der Spielende in der Hand hatte, von selbst nach dessen Befehle zu bewegen, und den Platz einzunehmen, den er ihnen anwies. Die Dame des Schlosses unterrichtete den Ritter zu seinem großen Erstaunen von dieser eben so bequemen als wunderbaren Art Schach zu spielen, und trug ihm hierauf ein Spiel an, mit der Bedingung: daß, wofern er obsiegen würde, er diesen kostbaren *Echiquier* zusammt dem Schlosse und der Dame

oben drein gewonnen haben, hingegen, wenn er das Spiel verlöre, auf lebenslang ihr Sklave seyn sollte. Der junge Ritter erschrak zwar ein wenig über diesen Antrag; doch ermannte er sich sogleich wieder, und erklärte sich bereit, das Abenteuer zu unternehmen; voller Hoffnung, (wie die Jugend sich immer mehr zutraut als sie sollte) daß ihm das Schachfeld, das Schloß und die Dame nicht entgehen könnte. Das Spiel fing also an. Die Dame gab ihm ein weißes Stäbchen, mit welchem er die Figuren berührte, und ihnen befahl wie sie gehen sollten: ein gleiches that die Dame mit einem schwarzen Stäbchen. So wie die Figuren berührt wurden, schienen sie sich zu beleben, hoben ihre Streitäxte, Lanzen, Fahnen oder Schwerter, und bewegten sich mit kriegerischen Geberden an den angewiesnen Platz, als ob sie auf ihre Gegner losgingen, trafen aber einander nicht eher, bis in dem Augenblicke, da nach den Gesetzen des Spiels eine Figur genommen werden mußte. Diese Art zu spielen gefiel dem jungen Ritter so wohl, daß er immer frischer auf seine Gegnerin losging; aber nicht lange, so nahm das Spiel

eine Wendung, die seiner Geschicklichkeit nicht so viel Ehre machte als seinem Muthe. Kurz, er befand sich matt eh' ers sich versach, und es blieb ihm also kein andrer Ausweg übrig, als seine *Revenge* von der Dame zu verlangen. Sie bewilligte ihm solche zwar, doch mit der Erklärung: dafs sie nicht länger als bis zu Sonnenuntergang: und also höchstens drey Partien würden spielen können. Auch haben wir, setzte sie hinzu, hier noch ein andres Gesetz, und das ist: dafs wer eine Partie auf den vierten Zug verliert, keine *Revenge* fordern kann. Der junge Galeret liefs sich alles gefallen, spielte mit aller Aufmerksamkeit deren er fähig war, gewann die Partie, verlor aber die dritte als die entscheidende, und mußte sich also gefallen lassen, entwaffnet in ein Gefängniß abgeführt zu werden, wo er den Trost hatte eine Menge andrer Ritter anzutreffen, die ihre Freyheit wie er verspielt hatten; und wo er sich so lange gedulden mußte, bis sein Bruder Galwin so glücklich war die Dame durch den *Echec du berger* auf den vierten Zug matt zu machen, und, nach verschiedenen andern Abenteuern, den jungen Galle-

ret endlich in den Besitz der schönen Floribelle und ihres Schachspiels zu setzen.“

Wenn die Ritterbücher und *Fabliaux* des zwölften und dreyzehnten Jahrhunderts historischen Glauben in irgend einem Punkte verdienen könnten, so wäre das Alter des Schachspiels in Europa um viele Jahrhunderte früher hinaus zu setzen, als ich es nach Frerets Meinung angegeben habe. Aber die gröbsten Verstöße wider die Kronologie, Geographie und Geschichte sind diesen Romandichtern so gewöhnlich, daß es ihnen nicht mehr Mühe kostete, die Ritter an des Königs Artus Hofe Schach spielen zu lassen, als Babylon nach Ägypten zu versetzen, die Emirn der Araber in Admirale zu verwandeln, und Karl den Großen eine Kreuzfahrt nach Palästina anzudichten. Daß das Schachspiel zu ihren Zeiten an den Höfen der großen Herren in Frankreich gespielt, und die Geschicklichkeit in demselben für eine Anständigkeit eines wohl erzogenen Ritters angesehen wurde, war ihnen schon genug, um sich versichert zu halten, daß es den Ritter

der Tafelrunde, als den wahren und vollkommensten Modellen aller ritterlichen Eigenschaften und Tugenden, auch an dieser nicht habe fehlen können.

Einen stärkern Beweis gegen Frerets Meinung würde das Schachspiel mit grossen elfenbeinernen Figuren und Arabischen Charakteren abgeben, welches in dem Schatze der Abtey St. Denys gezeigt wurde, wofern das Vorgeben gegründet wäre, daß es Karl dem Grossen zugehört, der es aus dem Orient (vermuthlich unter den Geschenken des Kalifen Harun Alreschid) erhalten habe. Allein die Arabischen Charaktere geben dieser Tradition um so weniger Gewicht, weil die Figuren nicht morgenländisch, sondern nach Europäischer Art gebildet sind. Dieser letzte Umstand, und der Name des Künstlers Josef Nikolas, könnte eher die Vermuthung erwecken, daß es das Werk eines spätern Griechischen Meisters gewesen. Wenn Karl das Schachspiel gekannt oder geliebt hätte, so würde sich doch wohl im Eginhard, der so sehr ins Besondere seines häusli-

ehen Lebens geht, eine Spur davon finden.

Noch weniger Aufmerksamkeit verdient die Anekdote, die in des berühmten Gustavos Selenus, oder Herzog Augusts von Lüneburg, ausführlicher Beschreibung des Schach - oder Königsspiels, *pag.* 14. aus zwey ungedruckten Bayerischen Kroniken angeführt ist, „von dem Sohn eines Herzogs O k a r in Bayern, der an dem Hofe König Pipins von Frankreich gelebt haben, und von dem Sohne des Königs erschlagen worden seyn soll, weil dieser nicht habe leiden können, daß ihm jener im Schachspiel immer überlegen gewesen.“ — Eine andre handschriftliche Kronik, auf welche sich Herzog August beruft, erzählt die Sache folgender Massen: „Die beyden Fürsten, Herzog Albrecht und Herzog O k a r, hatten nit mehr denn einen Sun, (haben sie ihn mit einander gehabt?) der ward erschlagen in seinen jungen Tagen mit einem Schachzabelbret an König Pipinus Hofe von Frankreich von einem andern jungen Fürsten. — Der Sohn des Königs Pipinus, den der Sohn die-

ser beiden angeblichen Herzoge von Bayern mit einem Schachbret erschlagen haben soll, müßte einer von den vielen natürlichen Söhnen gewesen seyn, die ihm von einigen Genealogisten zugeschrieben werden, wiewohl die gleichzeitigen Geschichtschreiber ihrer keine Meldung thun. Denn von den drey Söhnen, die er von seiner Gemahlin Bertha hatte, wurde keiner mit einem Schachzabelbret erschlagen. Die beiden ältesten, Karl und Karlmann, regierten nach ihrem Vater, und der jüngste, Pipin, starb, eh' er wußte was Schachspiel war, in seinem dritten Jahre. Die erste Kronik spricht aber so, als ob Pipin nur Einen Sohn gehabt hätte; die andre hingegen sagt gar nichts von einem Sohne desselben. Überdies kommen in der Geschichte dieser Zeit wohl ein Paar edle Bayrische Herren, Namens Adelbert und Ottker, vor, welche mit dem Bayrischen Hause verwandt, aber darum weder Herzoge von Bayern waren, noch so genannt wurden. Die ganze Anekdote sieht also einem Märchen sehr ähnlich, und scheint für das Alterthum des Schachspiels nicht viel mehr zu beweisen, als die Geschichte der vier Haymons

Kinder; wo Kaiser Karls Neffe Reinholden von Montauban, ebenfalls wegen eines überm Schachspiel entstandenen Haders, das Schachzabelbret an den Kopf wirft; dieser aber den Spafs unrecht versteht, und mit dem nehmlichen Schachbret dem Prinzen einen solchen Schlag vor die Stirne giebt, daß er gählingstodt zu Boden fällt. Etwas wahres ist an der gleichen alten Volksromanen und Sagen immer; aber da es selten möglich ist, es von dem Erdichteten zu unterscheiden, so können die daraus hergenommenen Zeugnisse in zweifelhaften historischen Fällen von keinem Gewichte seyn. Ge-
 setzt also, daß eine wirkliche Begebenheit an König Pipins Hofe zu jener Anekdote den Anlaß gegeben hätte: könnte das Spiel, worüber die jungen Fürstensöhne sich entzweyten, nicht das alte Römische Soldatenspiel (*ludus latruncularum*) gewesen seyn — welches von den Römern zu den Galliern und von den Galliern zu den Franken übergegangen, bey diesen aber nach und nach aus der Gewohnheit gekommen, und endlich, da das Schachspiel den Weg nach Europa gefunden, von diesem nicht nur gänzlich

verdrängt, sondern auch in der Folge von den unwissenden Schriftstellern dieser Zeiten mit demselben verwechselt worden?

Da beide Spiele, so wesentlich auch ihre Verschiedenheit ist, doch in verschiedenen Stücken und hauptsächlich darin übereinkommen, daß beiden der Name von Kriegs- oder Soldatenspielen ganz eigentlich zukommt; so war diese Verwechslung bey Romanschreibern, die wenig oder gar keine Kenntniß des Alterthums hatten, um so leichter möglich, als von jenem Römischen Spiele sich immer noch einige Erinnerung und Tradition erhalten haben mochte. Aber wie bey nahe alle neuere Filologen sich so fest haben in den Kopf setzen können, die dem Palamedes (wiewohl ohne Grund) zugeschriebene *Petteia* der Griechen (das oben beschriebne Kegelspiel der Homerischen Freyer) und den *ludum latruncularum* der Römer mit dem morgenländischen Schachspiele zu vermengen, würde unbegreiflich seyn, wenn man nicht wüßte, daß ein einziger Mann wie Saumaise Ansehen genug hatte, hundert

andre auf sein bloßes Wort irre zu führen.

Das Wenige, was man aus Zusammen-
tragung und Vergleichung aller Stellen,
worin die alten Römischen Schriftsteller
des Latronen oder Latrunkeln-
spiels beyläufig Erwähnung thun, her-
aus bringen kann, ist zwar nicht hinrei-
chend uns einen kunstmässigen Begriff
davon zu geben: aber doch mehr als von-
nöthen ist, um einen jeden, der bloß
sehen will was da ist, zu überzeugen,
daß zwischen diesem Römischen und dem
Schachspiel nicht mehr Ähnlichkeit war,
als zwischen dem Schach- und dem Da-
menspiele.

Da ich einmahl über diese Materie ge-
rathen bin, so werden Leser, die für al-
les Menschliche — und also auch
für die Spiele der Menschen eini-
ge Anmuthung haben, sich vielleicht nicht
verdriessen lassen, bey dem Spiele, das
einst so viel Reitz für die Herren der
Welt hatte, noch ein wenig zu ver-
weilen.

Und warum sollten denn die Spiele

der Menschen unsrer Aufmerksamkeit unwürdig seyn? Spielen ist die erste und einzige Beschäftigung unsrer Kindheit, und bleibt uns die angenehmste unser ganzes Leben durch. — Arbeiten wie ein Lastvieh ist das traurige Loos der niedrigsten, unglücklichsten und zahlreichsten Klasse der Sterblichen; aber es ist den Absichten und Wünschen der Natur zuwider. Der Mensch ist nur dann an Leib und Seele gesund, frisch, munter und kräftig, fühlt sich nur dann glücklich im Genuß seines Daseyns, wenn ihm alle seine Verrichtungen, geistige und körperliche, zum Spiele werden. Die schönsten Künste der Musen sind Spiele, und ohne die keuschen Grazien stellen auch die Götter (wie Pindar singt) weder Tänze noch Feste an. Nehmet vom Leben weg, was erzwungener Dienst der eisernen Nothwendigkeit ist, was ist in allem übrigen nicht Spiel? Die Künstler spielen mit der Natur, die Dichter mit ihrer Einbildungskraft, die Philosophen mit Ideen und Hypothesen, die Schönen mit unserm Herzen, und die Könige — leider! — mit unsern Köpfen. Wo

ist je ein Fest, ein Tag öffentlicher geselliger Freude, ohne Spiele gewesen? Und wie oft ist nicht (wie das Sprichwort sagt) aus Spiel Ernst, und das, was schuldloser Scherz und *Nepenthe* der Sorgen des Lebens seyn sollte, zur Quelle des bittersten Kummers geworden? wie oft haben ganze Völker ihre Freyheit, ihren Ruhm, ihr Glück, im eigentlichsten Verstande verspielt? — Bloß in der Beschaffenheit der Spiele und in der Art zu spielen liegt der Unterschied, der ihren guten oder bösen Einfluß, ihre heilsamen oder verderblichen Folgen bestimmt: aber eben dieß ist, was sie in der Charakteristik der Völker und Zeiten bedeutend und merkwürdig macht.

Ein aufgeklärter Geist verachtet nichts. Nichts was den Menschen angeht, nichts was ihn bezeichnet, nichts was die verborgenen Federn und Räder seines Herzens aufdeckt, ist dem wahren Philosophen unerheblich. — Und wo ist der Mensch weniger auf seiner Hut als wenn er spielt? Worin spiegelt sich der Charakter einer Nation aufrichtiger ab als in ihren herr-

schenden Ergetzungen? Was Plato von der Musik eines jeden Volkes sagte, gilt auch von seinen Spielen: keine Veränderung in diesen, (wie in jener) die nicht entweder die Vorbereitung oder die Folge einer Veränderung in seinem sittlichen oder politischen Zustande wäre!

Ich würde es daher als eine selbst des scharfsinnigsten Menschenforschers keineswegs unwürdige Beschäftigung ansehen, wenn ein solcher sich entschlösse, die Geschichte der Spiele, mit philosophischem Auge betrachtet, zum Gegenstand einer genauen und vollständigen Untersuchung zu machen.

Doch, wieder zu dem Lieblingsspiele der Römer!

Zu Plautus und Ennius Zeiten — wo die Römische Sprache von der Sprache des Augustischen Jahrhunderts eben so verschieden war als es die Deutsche unter Friedrich dem Zweyten von der unter Josef dem Zweyten ist — hieß *Latro* ein Soldat und *Fur* ein

Knecht. Schon in Cicero's Zeit hatten beide Wörter (vermuthlich aus Schuld der Soldaten und Knechte) ihre erste Bedeutung im gemeinen Leben verloren, und jenes war in Räuber, dieses in Spitzbube ausgeartet. Aber als der *ludus latronum* oder *latruncularum* bey den Römern aufkam, und das gewöhnlichste Spiel wurde, womit sich Officiere und Soldaten im Lager die Zeit vertrieben, stand das Wort *latro* noch in gutem Ruf; und das Spiel behielt seinen alten Namen, auch nachdem das Wort seine alte Würde überlebt hatte. Es wurde auf einer Art von Damenbret, welches bey Seneka *tabula latruncularia* heisst, mit Steinen (*calculi*) gespielt, welche *latrunculi* oder Soldäthen genannt wurden. Der Name Soldatenspiel, unter welchem ich seiner schon einige Mahl erwähnt habe, ist also eine wörtliche Übersetzung seines Römischen Namens, und bezeichnet zugleich einen wesentlichen Charakter des Spieles selbst. Denn es sollte seiner Natur und Absicht nach ein militarisches Spiel seyn; und in der Art, wie beide Spieler (denn es wurde unter zweyen gespielt) nach dem

Gesetzen desselben ziehen und schlagen mußten, bot es eine Menge Gelegenheiten dar, seinen Gegner in die Enge zu treiben, zu überlisten, ¹¹⁾ zu überfallen, oder sich selbst aus einer schlimmen Lage heraus zu ziehen, einen begangenen Fehler wieder gut oder einen Fehler des Gegners sich zu Nutze zu machen u. s. w. Kurz, es kam dabey, wie im Kriege, auf Angriff und Vertheidigung an, und war also in so ferne dem Schachspiel ähnlich: aber sonst sowohl in der Beschaffenheit der Steine, als in der Art wie es gespielt wurde, von demselben ganz verschieden. Die Steine waren zwar auch von zweierley Farbe, nemlich weißs und schwarz, (und mußten es seyn, damit jeder von den Spielenden die seinigen bequemer erkennen und übersehen konnte) aber sie waren weder an Figur noch Gang von einander unterschieden. Sie rückten in gerader Linie vor, und es wurden immer zwey erfordert, um dem Feind Einen nehmen zu

¹¹⁾ *Insidiosorum si ludis bella latronum,*

Gemmus iste tibi miles et hostis erit.

Martial.

können.¹²⁾ Daher mußte jeder vorrückende oder sich zurückziehende Stein von einem hinter ihm stehenden bedeckt seyn.¹³⁾ Die angeführten Stellen sind nicht hinlänglich, um daraus zu sehen, unter welchen Umständen ein Stein genommen wurde oder sich noch zurückziehen konnte: aber dieß ist gewiß, daß der Erfolg des ganzen Spiels darauf beruhte, dem Feinde so viele Steine zu nehmen als möglich, oder seine Steine so einzuschließen, daß er nicht mehr ziehen konnte, welches sie anbinden (*alligare*) nannten;¹⁴⁾ daß hingegen wieder allerley Mittel waren, einen angebundenen Stein wieder in Freyheit zu setzen, und daß in der Bemühung, dieses auf der einen Seite zu bewirken und auf der andern Seite zu verhindern, die hauptsächlichste Feinheit des Spieles lag. Auf dieß deutet die Stelle im

12) *Cautaque non stulte latronum praelia ludat,
Unus cum gemino discolor hoste perit!*

Ovid. Arte amandi L. III.

13) *Nec tuto fugiens incommitatus eat.*

Id. Trist. II. v. 480.

14) *Ut niveus nigros, nunc ut niger alliget albos.*

Ecloga ad Pisonem, in Catalectis

Vet. Poetar.

Seneka, (*Ep.* 117.) wo er sagt: „Wem in dem Augenblick da er einem Latrunkeleinspiele zusieht, angesagt wird, sein Haus brenne, der hält sich nicht auf vorher das Spiel zu übersehen, und bekümmert sich nun wenig mehr darum; wie der angebundene Stein sich wieder herauswickeln werde“ Die oben schon aus eben diesem Schriftsteller angezogene Stelle (*de Tranquil. An. c. XIV.*) beweist, daß, wer einen Stein mehr hatte als sein Gegner, sich schon größere Hoffnung machen konnte die Partie zu gewinnen. Aus einer andern Stelle in des Vopiskus Nachrichten vom Leben des Gallischen Gegenkaisers Prokulus zeigt sich, daß der Sieger Imperator hieß; und daß also, wie es im Schachspiele darauf ankommt wer den andern matt macht, es in diesem darauf ankam, wer von beiden Imperator würde? (*quis Imperator exiret?*) Prokulus, der sich, durch einen unternehmenden Geist und eine körperliche Stärke von der seltensten Art, von einem gebornen Räuber (denn seine Vorfahren hatten dieß Handwerk schon von langem her getrieben) zum Anführer einiger Römischen Legionen in Gallien, in

den verworrenen Zeiten des Kaisers Aurelianus, geschwungen hatte, wurde (wenn Vopiskus und sein Gewährsmann Onesimus Glauben verdienen) von den Lugdunensern bey einer solchen Gelegenheit zum Kaiser ausgerufen. Er spielte nehmlich bey einem grossen Gastmahle *ad latrunculos*, und war bereits zehnmal hinter einander Imperator in diesem Spiele geworden; als einer von den Gästen den Einfall hatte, ihn deswegen scherzweise mit einem Ave Auguste! zu complimentieren. Um den Spass rund zu machen, brachte der scherzhafte Gallier ein Purpurkleid herbey, warf es dem Sieger um die Schultern, und verehrte den neuen August mit der gewöhnlichen Kniebeugung. Die Lugdunenser, welche sich zu dem damahligen Kaiser Probus nicht viel Gutes zu versehen hatten, und vermuthlich mit dem Gedanken, ihm den Prokulus entgegen zu stellen, schon länger umgegangen waren, ergriffen das Omen. Der Spass wurde Ernst, und Prokulus wurde, wiewohl nicht auf lange Zeit, zum wirklichen Römischen Imperator ausgerufen — weil er

zehnmahl Imperator im Soldatenspiele geworden war.

Aus allen den Stellen, wo dieses Spieles in den alten Römischen Schriftstellern gedacht wird, und wovon wir die meisten angeführt haben, ist ersichtlich, daß es, zu Augusts Zeiten, eines der gewöhnlichsten und beliebtesten Spiele in Rom war. Ovid in seiner leichtfertigen *Arte amandi* macht es seinen Schülerinnen zur Pflicht, nicht unerfahren darin zu seyn. Hingegen empfiehlt er auch dem Liebhaber, der auf eine Dame Absichten hat, seine Geschicklichkeit nicht zur Unzeit zu zeigen, und die Dame mit guter Art gewinnen zu lassen.

*Sive latrocinii sub imagine calculus
ibit,*

*Fac pereat vitreus miles ab hoste
tuus,*

L. II. 306.

Aus einer andern Stelle in der Elegie, die das zweyte Buch seiner *Tristium* ausmacht, erhellt, daß damahls auch

schon ein Buch vorhanden war, daß die Theorie dieses Spiels abhandelte und Vorschriften, es gut zu spielen, gab; und aus etlichen Stellen des Seneka sehen wir, daß es zu seiner Zeit Leute gab, die ihr ganzes Leben an der *tabula latruncularia* verspielten.¹⁵⁾

Der gelehrte H y d e schließt aus allem, was man von der Beschaffenheit dieses alten Spiels heraus bringen kann, daß es mit unserm Damenspiel einerley gewesen sey; oder, daß der Unterschied zwischen diesem letztern und dem Römischen Soldatenspiele wenigstens nicht größer gewesen sey, als der Unterschied zwischen dem Morgenländischen und Europäischen Schachspiele. Wie es aber gekommen, daß es aus einem Soldatenspiel ein Damenspiel geworden, können wir nicht sagen. Indessen scheint die Erklärung, welche H y d e davon giebt, indem er diese letztere Benennung von dem

¹⁵⁾ *Persequi singulus longum est, quorum aut latrunculi, aut pila, aut exoquendi in sole corporis cura, consumpsere vitam. Sen. de Brev. Vitae c. XIII.*

Deutschen Worte D a m m , oder D a m ,
 (wie die Engländer, Schweden und Dä-
 nen es schreiben) ableitet, der Aufmerk-
 samkeit eines Etymologisten nicht un-
 werth zu seyn. Die ursprüngliche Bedeu-
 tung des Wortes Damm verliert sich zwar
 in dem frühesten Alter unsrer Sprache;
 scheint aber doch, so wie das Zeitwort
 D a m m e n oder D ä m m e n und das da-
 von abstammende D ä m p f e n , sich auf
 etwas kriegerisches bezogen zu haben.
 Denn vermuthlich ist es mit dem Griechi-
 schen Worte δαμνεν einerley Ursprungs.
 Es ist aber nicht wohl möglich etwas be-
 stimmtes hierüber zu sagen, da die Zeit,
 wann dieses Spiel unsern alten Vorfahren
 bekannt geworden, unbekannt ist. Ta-
 citus berichtet uns zwar; dass sie dem
 Würfelspielen mit einer solchen Leiden-
 schaft ergeben gewesen, dass sie nicht
 nur oft Hab' und Gut dabey verspielt,
 sondern, wenn sie alles verloren, zuletzt
 sogar das, was ihnen sonst so lieb als das
 Leben war, ihre Freyheit selbst auf
 den letzten Wurf gesetzt: aber von den
 Soldaten - oder Damenspiel erwähnt er
 nichts: wie er (dem ihre Sitten so bekannt

waren) gewifs gethan hätte, wenn es ein gewöhnliches Deutsches Spiel gewesen wäre.

Das Damenspiel, das schon längst bey allen Europäischen Völkern üblich war, ist auch zu den Türken übergegangen, bey denen es *Aslaubaschi*, gewöhnlicher aber *Dama*, oder *Dama Ojuni*, heisst. Die Griechen haben es nicht gekannt. Es war, allem Vermuthen nach, eine Erfindung der Römer, und wenigstens acht hundert Jahre älter als das Europäische Schachspiel, mit welchem es, so ganz ohne Grund, von den meisten Gelehrten, und noch neuerlich (nachdem Hyde die Geschichte desselben schon so überzeugend ins Klare gesetzt hatte) von dem Französischen Herausgeber der *Alexias* der Cäsarissa Anna Komnena, dem Jesuiten Possin, vermengt worden ist.

Natürlicher wenigstens wäre es, zu glauben, daß der Erfinder des Schachspiels von dem Römischen Soldatenspiel einige Kenntniß gehabt, und solches durch die vorgenommenen Veränderungen theils zu

einer größern Vollkommenheit gebracht,
theils der morgenländischen Staats- und
Kriegsverfassung, und seiner besondern
Absicht auf seinen König gemäßer einge-
richtet habe.

Das Damascenische, das so eben
oben Europäischer Völker nicht war, ist
auch zu den T. 1. 1. 1. übergegangen, bey
denen es Alexander, gewöhnlicher aber
König, oder Thama Quid, heißt. Die
Griechen haben es nicht gekannt. Es war
allen Vermuthungen nach, eine Erfindung der
Römer, und wenigstens acht hundert Jah-
re älter als das Europäische Schachspiel,
mit welchem es, so ganz ohne Grund, von
den meisten Gelehrten, und noch neuer-
lich (nachdem H. y. de die Geschichte des-
selben schon so überwiegend im Kiste ge-
setzt hatte) von dem Französischen Her-
ausgeber der Alexias der Constantine An-
na Komnena, dem Jesuiten Bossin, ver-
mengt worden ist.

Natürliches wenigstens wäre es, zu er-
ken, daß der Hinder des Schachspiels
von dem Römischen Selbstenspiel einige
Kenntnisse gehabt, und solches durch die
vorgenommenen Veränderungen theils zu

ÜBER DIE IDEALE
DER
GRIECHISCHEN KÜNSTLER.

Handwritten text, mostly illegible due to fading and bleed-through from the reverse side.

LEBET DIE BRÄUTER

22

CHRISTUSCHEN FÜRSTEN

Handwritten line of text, possibly a signature or date.

1.
Ich bin nicht belesen genug, um zu wissen, ob unter den unzähligen weisen Leuten, die seit vier tausend Jahren über göttliche und menschliche Dinge — radiert haben, nicht schon einer gewesen ist, der uns *a priori* bewiesen:

„dass die menschliche Gestalt unter allen möglichen Gestalten die schönste sey.“

Sollte es schon geschehen seyn oder noch künftig geschehen, so hätte der Mann, der sich dieses Verdienst um die Menschheit gemacht hat oder dereinst noch machen wird, meines Erachtens weiter nichts damit gethan, als — was Swift den edeln Huynhnhnm thun läßt, der dem armen gedemüthigten Tropf Gulliver in die Zähne beweist:

„dafs die Pferdegestalt unendliche Mahl schöner und vollkommner sey als die menschliche.“

Was indessen niemand zu läugnen begehren wird, ist diefs: dafs es uns Menschen vor der Hand noch immer unmöglich geblieben ist, eine Gestalt die uns schöner vorkäme zu erfinden als die Gestalt unsrer eignen Gattung. Und das ist für unsern Hausbrauch genug.

Aber so ausgemacht diefs ist, so wenig kann geläugnet werden: dafs schwerlich jemahls ein einzelner Mensch, Mann oder Weib, in so hohem Grade schön gewesen sey, dafs seine Gestalt, stückweise oder im Ganzen, nicht immer noch schöner als sie war hätte gedacht werden können; oder, dafs er nicht Ursache gehabt hätte zu befürchten, es könnte unversehens ein schönerer kommen und ihn aus dem Besitz seines vermeinten Vorzugs heraus werfen.

Dieser Satz scheint mir so wahrscheinlich, dafs ich beynahe versucht werden könnte, mit den Worten eines Sehers

unsrer Zeit zu fragen: „Eine Wahrheit von so millionenfachen Beweisen, darf sie im Ernst in Zweifel gezogen werden?“ — wofern ich dergleichen Lebhaftigkeiten, in Untersuchungen wo es immer ein Unglück ist gar zu warm zu werden, für anständig hielte.

In der That, was kann man von dem Zusammenflusse aller dieser unzähligen fysischen und sittlichen Ursachen, die vom Augenblicke der Zeugung an bis zum Augenblicke der Zerstörung von allen Seiten auf jeden Menschen eindringen, anders erwarten, als daß die Anlage zur Schönheit in ihm mehr oder weniger dadurch angefochten werden müsse? Von diesen widrigen Einflüssen ist kein Klima, so wohl gemäfsigt es sey, ist kein Sterblicher, so wohl geboren und glücklich erzogen er sey, ausgenommen. Oder, wo ist das Land, worin nur in zehn Jahren die Witterung nie unmäfsig, die Luft nie mit schädlichen Dünsten und Samen ansteckender Krankheiten angefüllt gewesen wäre? Wo ist der Mensch, dessen Organisation, Gesichtsbildung, Gesundheit und Stärke, von Mutterleibe an,

nichts von auswärtigen Erschütterungen, nichts von der Ungnade der Elemente, nichts von ungesunder oder übermäßiger Nahrung, nichts von Krankheiten und zufälligen Beschädigungen, nichts von Zwang, Druck, Übertreibung und Überspannung, nichts von eignen und fremden Leidenschaften gelitten hätte? Mit welcher Wahrscheinlichkeit ist zu erwarten, daß die unzählbaren Ursachen, wovon alle Augenblicke immer einige bereit sind zum Nachtheil der Schönheit auf jeden einzelnen Menschen zu wirken, sich jemahls auch nur bey einem einzigen, wie durch Abrede oder vorbestimmte Harmonie, zum Vortheil derselben vereinigt haben sollten? — Ein vollkommen schöner Mensch ist also — wie alle vollkommene Dinge in dieser Welt, ein bloßer abstrakter Begriff, dessen Objekt außerhalb der Einbildungskraft, die ihn erzeugt, nie existiert hat, nie existiren wird, nie existieren kann.

Gesetzt also, die alten Griechen wären, (wie jemand behaupten wollte) zur Zeit da die bildenden Künste unter ihnen blüheten, das schönste Volk unter

der Sonne gewesen: so konnte ihnen doch kein Alcibiades noch Fädrus, keine Lais, Fryne noch Glycera, das Urbild vollkommner Schönheit darstellen.

2.

Aber was für Ursache haben wir, von der Schönheit und Güte (K a l o k a g a - t h i e) der besagten Griechen eine so hohe Meinung zu hegen, um zu behaupten, sie seyen schönere und bessere Menschen gewesen als die heutigen Europäer?

Ein berühmter Gönner dieser Meinung glaubt, die sehr natürliche Frage, woher kam dieß? folgender Gestalt aufgelöst zu haben:

„Da die Kunst nichts höhers, reiners, edlers erfunden und ausgearbeitet hat als die alten Griechischen Bildsäulen aus der besten Zeit;

„so hatten die Griechen entweder, höhere Ideale — imaginirten sich vollkommnere Menschen — und ihre Kunstwerke waren also bloß

neue Geschöpfe ihrer Dichterkraft —

„oder — sie hatten eine höhere Natur um sich, und dadurch ward es ihnen möglich ihre Imaginazion so hoch zu stimmen — und solche Bilder darzustellen.

„Nun kann ein Mensch überall nichts ganz erschaffen: und jeder Künstler kopiert seine Meister, die um ihn lebende Natur seines Zeitalters, sich selbst — kann aber doch die Natur selbst nie völlig erreichen;

„schöne Werke der bildenden Kunst sind also immer ganz zuverlässig Siegel und Pfand schönerer Natur:

„nun machten die alten Griechischen Künstler schönere Werke als die unsrigen:

„also waren die Griechen schönere Menschen, bessere Menschen, und das Menschengeschlecht ist sehr gesunken.“

Diesem entgegen sage ich:

Das jetzige Menschengeschlecht mag wohl sehr gesunken seyn, aber das muß aus andern Gründen bewiesen werden.

Die alten Griechen, besonders im Jahrhundert Alexanders, waren überhaupt weder schönere noch bessere Menschen als die heutigen Italiäner, Franzosen, Engländer, Deutschen, u. s. w.

Der Grund also, warum die Fidias, Alkamenes, Praxiteles, Lysippos u. s. w. so schöne Bilder machten, war nicht, weil sie von einer schöneren Natur umgeben waren; sondern es finden sich einige andere gegründete Ursachen, welche diese Erscheinung sattsam begreiflich machen.

Auch imaginierten sie sich nicht vollkommnere Menschen — sondern

Heroen und Götter in menschlicher Gestalt; und dieß sind eigentlich die hoch gepriesnen Ideale die in der edelsten Bedeutung dieses Wortes darum so genannt wurden,

weil der Künstler, der z. B. die Niobe, oder den Vatikanischen Apollo hervorbrachte, nicht nach einem vor ihm stehenden lebendigen Originale, sondern nach einer in seinem Geist erzeugten, in seiner Fantasie schwebenden Idee arbeitete.

Und in so ferne, und weil nie ein Jüngling oder Weib sich anmaßen konnte, so schön, geschweige noch schöner seyn zu wollen als dieser marmorne Apollo, diese marmorne Niobe, könnte man wohl sagen, daß es neue Geschöpfe ihrer Dichterkraft gewesen;

wiewohl sich darum niemand einfallen liefs, zu behaupten, daß sie von dem Künstler aus Nichts erschaf-

fen worden, sondern immer eine ewige Wahrheit bleibt: daß die Natur, wo nicht die Quelle, doch gewiß die Veranlassung, — und überhaupt in allen Fällen das Vorbild (*Typus*) der menschlichen Ideen, obgleich nicht in jedem einzelnen Falle das Urbild (*Archetypon*) der menschlichen Werke ist.

Wenn ich also von den so genannten Idealen der Griechischen Künstler als dichterischen Werken oder Geschöpfen ihrer Imaginazion spreche, so ist meine Meinung, daß einige ihrer Werke weder Kopien noch Karikaturen der im Einzelnen sie umgebenden Natur gewesen, sondern Nachbildungen von Urbildern, die ausser der Imaginazion des ersten Erfinders nirgends in der Natur so da gewesen; und von diesen Werken allein behaupte ich, daß sie einen Grad von Schönheit, oder Gröfse und Majestät gehabt haben, dessen kein einzelnes menschliches Wesen sich rühmen konnte;

dafs auch hier, wie in allen menschlichen Dingen, ein Mehr und Weniger Statt gefunden, und dafs die Kunstwerke, die man gewöhnlich mit zu weniger Unterscheidung unter der Rubrik Ideale in Eine Masse zusammen wirft, von so verschiedener Beschaffenheit gewesen, dafs diese Benennung nicht allen in einerley Bedeutung zukommen könne.

Endlich scheint mir ein Resultat von alledem diesem: dafs sich schwerlich ein Grund erdenken lasse, warum nicht auch neuere Künstler (ohne überhaupt eine schönere Natur um sich zu haben) eben so schöne, vielleicht noch schönere Werke als die alten sollten hervorbringen können, wenn sie nicht nur die nehmliche Gelegenheit und Freyheit hätten die schönsten einzelnen Naturen ihrer Zeit zu beschauen, sondern (was eben so nöthig ist) auch die nehmlichen großen Bewegursachen und Antriebe hätten, von welchen die Imaginazion jener Alten empor getragen und öf-

ters zu einer Höhe aufgeschwungen wurde, die sich unter weniger günstigen Umständen nicht erreichen läßt. — Denn man kann nicht alles was man will, und thut daher wohl, wenn man nicht mehr will als man kann.

Diefs sind ungefähr die Hauptsätze, in welche die Folge meiner Gedanken über die Ideale der Alten eingeschlossen ist, und worüber ich nun genauere Rechenschaft geben werde.

3.

Ich habe einen so großen Begriff von den Vorzügen der alten Griechen, als nur irgend einer haben kann, der sich einige Mühe gegeben hat sie kennen zu lernen. Zu jener Zeit, als meine Einbildungskraft über Musarion und Agathon brütete, schwärmte ich wohl selbst ein wenig über diesen Punkt. Allein, da die Einbildung: „dafs es Tugend sey sich in seinen Meinungen und Behauptungen immer gleich zu bleiben,“ mich nie verhindert hat noch

künftig verhindern soll, meine Begriffe von Menschen und menschlichen Dingen immer richtiger zu machen: warum sollt' ich nicht bekennen, daß die Griechen durch längere und genauere Bekanntschaft vieles von ihren Vorzügen vor andern ältern und neuern Völkern in meinen Augen verloren haben?

Wenn ich Griechen sage, so ist die Rede weder von Homer noch Sokrates, weder von Sokrates noch Epaminondas. — Diese und einige andre Griechen, die wir aus der Geschichte oder aus ihren Werken kennen, gewinnen freylich, (wie alle in hohem Grade vortreffliche Menschen) je länger man mit ihnen umgeht, und je mehr man Gelegenheit hat sie mit andern zu vergleichen.

Aber hier ist die Rede von der Nation — von Athenern, Spartanern, Thebanern, Korinthern, u. s. w. und dieß macht einen grossen Unterschied. Der Begriff von einem ganzen Volke ist ein unendlich zusammen gesetzter, unendlich verwickelter Begriff, wo man sich vor be-

betrüglichen Abstraktionen, falschen Induktionen, Verwirrungen der Zeiten und Orte, Schlüssen vom Einzelnen und Besondern aufs Allgemeine, und zwanzig andern Wegen die Wahrheit zu verfehlen, nicht genug hüten kann.

Ich sehe die überspannte Meinung von der höhern körperlichen und sittlichen Vollkommenheit der Griechen bey vielen als die zusammen gesetzte Wirkung ganz verschiedner Ursachen an. Unter diesen letztern ist freylich die Vortrefflichkeit der grossen Männer, die dieses Volk einst gehabt, wiewohl meistens verkannt und übel belohnt hat, ¹⁾ und der Genie und Kunstwerke, die sie uns hinterlassen haben, auch eine. Aber — die Autorität grosser Männer, die mit Enthusiasmus von ihnen gesprochen haben, — eine Autorität, die vielleicht nur in unsern

1) Und auch bey diesen muß man nicht vergessen, daß wir sie, wie verklarte Geister und höhere Wesen, in einer Art von Glorie sehen, und in der Nähe, zumahl wenn wir in allerley bürgerlichen Verhältnissen mit ihnen gestanden hätten, ganz anders gesehen haben würden.

Knabenjahren auf uns wirkte, aber eben
damahls Eindrücke machte, die so leicht
nicht wieder erlöschen — eine zu große,
aus flüchtiger unvollständiger Kenntniss
ihrer glänzenden Seite entsprungne Be-
wunderung — der Mangel eines beson-
dern Studiums dessen, was sie, von Ho-
mer an bis zu ihrem Rückfall in die Bar-
barey, durch so mancherley Veränderun-
gen und Stufen der Abartung gewesen
sind — zuweilen auch die unvermerkt im-
mer zunehmende Erhitzung eines feurigen
Kopfs beym Vortrag einer Lieblingsmei-
nung, oder irgend eines Resultats einer
solchen, da man fast immer mehr sagt
als man sagen wollte oder bey kälterm
Blute gesagt zu haben wünschen möchte:
diese, und andere Ursachen, die hier
nicht entwickelt werden können, tragen
wohl zuweilen auch das ihrige bey, wenn
von den Griechen als Menschen von ei-
ner höhern Natur gesprochen wird.

Ich wünschte aber wohl vor allen Din-
gen belehrt zu werden, welchem un-
ter dem Griechischen Völklein es eigent-
lich gilt? ob die Böotier, Arkadier, Me-
garer, Kreter, u. s. f. auch darunter ge-

meint sind? hauptsächlich aber, zu welcher Zeit die Griechen schönere und bessere Menschen waren als die, von denen sich Michel-Angelo, Rafael, Tizian, Vandyk u. s. w. umgeben sahen? Doch diese Frage beantwortet sich aus der Sache selbst. Die Künstler, von deren herrlichen Werken dieser Schluss auf die Herrlichkeit der sie umgebenden Natur gemacht wird, lebten alle kurz vor und bald nach den Peloponesischen Fehden, in der Zeit zwischen Perikles und Alexander. Die Menschen, die vor ihrer Zeit gelebt hatten, und wenn sie auch Halbgötter gewesen wären, konnten auf die Fidias, Praxiteles, Lysippus u. s. w. keinen sonderlichen Einfluss haben; denn mit diesen hatten sie nicht gelebt: hatten sie nicht einmahl in wahren Bildnissen gesehen. Also müssen es denn ihre Zeitgenossen, d. i. die Zeitgnossen des Sokrates, Xenophon, Diogenes u. s. w. gewesen seyn! — Wir wollen sehen.

Dass die Griechen überhaupt ein wohl gebildetes Volk und schöne Personen unter ihnen nichts seltnes gewesen, läßt sich allerdings beweisen, und es läugnen zu wollen, wäre unverschämt. Aber womit man den historischen Beweis führen wollte, daß sie zu irgendeiner Zeit schöner gewesen als die Römer, Gallier, Germanen, Britten, Normannen, ja selbst als die heutigen Italiäner, Engländer, Franzosen, Deutschen, Dänen, Schweden u. s. w. — davon weiß ich nichts. Selbst unter wohlgebildeten Völkern sind große Schönheiten immer selten. So mag es wohl bey den Griechen auch gewesen seyn; oder würden sie sonst über die Schönheit eines Alcibiades und Fädrus, einer Lais und Fryne, so viel Aufhebens gemacht haben? Würde, wenn die Schönheit unter den Griechischen Weibern etwas so gar gemeines gewesen wäre, Alexander von dem Glanze der Persischen Frauen so geblendet worden seyn, daß er sie Augenschmerzen (αλγηδονας οφθαλμων) genannt hätte? ²⁾

²⁾ Plutarch. in Alexandro.

— Oder würde Lucian in seinen Bildern, wo er alle Bildhauer, Mahler und Dichter zu Hülfe ruft, um die Schönheit der Smyrnerin Panthea zu beschreiben, von dieser Frau als von einem Wunder reden? da sie doch am Ende, selbst in seiner ekstatischen Beschreibung, nichts mehr ist als ein schönes Weib, wie man deren auch wohl dann und wann in Deutschland zu sehen bekommt. — „Als ich zu Athen war, — (sagt Kotta in Cicero's Dialogen von der Natur der Götter ³⁾) — fand sich unter ganzen Herden von Jünglingen kaum einer und der andere, der schön genannt werden konnte.“ — Die schönsten Gestalten und das schönste Blut sah man unter den Ionischen Griechen; also nicht in der eigentlichen Hellas, sondern in Asien. Smyrna, eine der Hauptstädte Ioniens, war ihrer schönen Weiber wegen berühmt. Daher sagt der Smyrner, welchen Lucian beym Aufzug der schönen Panthea unter den gaffenden Zuschauern stehen läßt, mit patriotischer Hoffart zu seinem Nach-

3) *Lib. I. cap. 20.*

bar: Siehe, solche Schönheiten giebt's nur zu Smyrna! — Ein gewisser Nymfodorus (der eine Reisebeschreibung durch Asien geschrieben, die nicht auf uns gekommen ist) versichert, (nach dem Athenäus⁴) „dafs er in der ganzen Welt nirgends schönere Weiber angetroffen als zu Tenedos,“ einer kleinen Insel nahe bey Troja. Und weder zu Smyrna noch zu Tenedos war jemahls eine Mahlerschule!

Doch, es wäre Überflufs, den Satz, dafs die Griechen überhaupt nicht schöner gewesen als eine Menge andrer Bewohner des gemäfsigten Theils der Erdkugel, durch mehr Zeugnisse zu bestätigen. Die Sache spricht, däucht mich, von sich selbst. Woher sollte ihnen wohl diese hohe Schönheit gekommen seyn? Gesunde Luft, oder Leibesübungen und Bäder machen es doch allein nicht aus. — War ihre Sonne etwa wärmer und geistiger, oder ihre Luft milder als in den schönsten Provinzen von Frankreich, Italien und Spanien? War nicht ein ziemlicher

⁴) *Deipnosoph.* Libr. XIII. p. 609. E.

Theil von Griechenland rauher unfruchtbarer Boden? Waren ihre ersten Eicheln fressenden Vorfahren etwa Menschen von edlerer Art als die unsrigen? Oder genossen die Griechen zu Perikles Zeiten etwa reinere und gesündere Nahrungsmittel als wir? Lebten sie von Ambrosia und Nektar? ⁵⁾ Verderbte sich ihre Jugend nicht wenigstens so sehr als die heutige durch alle Arten von Ausschweifungen? Bey welchem Volke wurden die von der schändlichsten und verderblichsten Gattung weiter getrieben? ⁶⁾ Auch die Excesse der Tafel und das Trinken über Bedürfnis und Vermögen, das unsern biedern Vorfahren von den nüchternen Ultramontanen ededem so sehr vorgeworfen wurde, ging zu Sokrates Zeiten bey den eleganten Athenern so sehr im Schwange, daß der Weiseste unter den Weisen selbst einmal (und wer weiß ob nur dieß einzige Mahl?) sich nicht erwehren konnte mit den Wölfen zu heilen, und über seine

⁵⁾ Schweinefleisch, gesalzene Fische, Schalfische, und, allerley Arten von Kuchen waren die gemeinste Nahrung zu Athen.

⁶⁾ Wer daran zweifelt, kann sich von Aristofanes belehren lassen.

Mitzecher keinen andern Vortheil erhielt, als dafs er, während die übrigen weggetragen werden mußten, auf seinen eignen Füfsen nach Hause taumelte. — Und können wir uns nicht aus dem Hippokrates belehren, dafs (die Pocken ausgenommen) beynahe alle Krankheiten der heutigen Europäer auch unter diesen angeblich schönern Menschen regiert, und den Ärzten so viel zu schaffen gemacht haben als bey uns?

Man könnte vielleicht sagen: die Griechen hätten diesen Vorzug der Schönheit wenigstens in der Zeit, da ihre Sitten und Lebensart noch reiner und einfältiger gewesen, behauptet. Aber es ist wider die Erfahrung, dafs die Schönheit mit der Einfalt der Lebensart und Sitten in gleichem Verhältnifs gehe. Wäre diels, so müßte es nirgends schönere Menschen geben als in den kleinern Schwäbischen Reichstädten, wo beides sich noch bis diesen Tag in hohem Grade erhalten hat. Überlingen, Wangen, Buchhorn, Bopfingen, Pfullendorf u. s. w. müßten die grofsen Tempel der Schönheit und die Akademien seyn, wohin unsre Künstler, um

die schöne Natur zu studieren, wallfahrten müßten. Ich berufe mich aber auf die wackern Einwohner dieser kleinen Republiken selber, ob sie von dieser Seite auf einigen Vorzug Anspruch machen? — Wenn es sich aber auch so verhielte, was bewiese dieß für den Satz: daß die Ideale der Griechischen Künstler nur Kopien der sie umgebenden schönen Natur gewesen? — Als die größten Bildner und Mahler sich in Griechenland hervor thaten, wo war da die Einfalt und Reinheit ihrer alten Sitten? — Eine Zeit lang machte Sparta noch eine Ausnahme; und gerade zu Sparta gab es ja keine Künstler als Harnischmacher und Waffenschmiede!

5.

„Aber nicht nur schönere — auch bessere Menschen als das heutige Menschengeschlecht sollen die Griechen in dem goldenen Jahrhundert ihrer Künste gewesen seyn.“ — Bessere Menschen? und wer sagt uns das? Etwa Platon, Xenofon, Thucydides, Demosthenes, Plutarch? Männer vom ersten Rang, die ihre Na-

zion gewißs besser kannten als wir, und Patrioten genug waren um ihr kein Unrecht zu thun. — Wahrlich der Begriff, den wir von der sittlichen Kalokagathie der Griechen aus diesen, und überhaupt aus allen ihren Schriftstellern nach der großen Epoche des Medischen Krieges, bekommen, sagt ganz was andres. Nach den Sitten, die uns (zum Theil) im Homer so wohl gefallen — oder nach einer kleinen Anzahl durch Jahrhunderte zerstreuter vortrefflicher Menschen — oder nach einigen politischen Gebräuchen, Gesetzen und Instituten — wird man doch nicht die ganze Nation günstiger beurtheilen wollen als andre? Wo ist ein civilisiertes Volk im heutigen Europa, das seit drey oder vier hundert Jahren nicht eine beträchtliche Anzahl vortrefflicher Menschen hervorgebracht hätte? Wie fruchtbar war an solchen nur allein die Zeit von Ferdinand und Isabella in Spanien! die Zeit Ludwigs des Eilften und Franz des Ersten in Frankreich! die Zeit Heinrichs des Achten und der Elisabeth in England! die Zeit Maximilians des Ersten und Karls des

Fünften in Deutschland! — Oder mangelt es etwann in unsern monarchischen sowohl als freyen Staaten an Gesetzen, Einrichtungen und Anstalten, die wir der Griechen ihren kühnlich entgegen setzen dürfen? Es ist, denke ich, gar keine Frage, daß die Polizey in den meisten Griechischen Städten unvollkommener war, und bey ihrem ewigen Schwanken zwischen Monarchie, Oligarchie und Demokratie, schlechter seyn mußte, als heutiges Tages in jeder mittelmäßigen Stadt in Deutschland. Und was die Sitten der Homerischen Zeiten betrifft, waren diese nicht in gewissen Zeitpunkten die Sitten jedes Volkes in der Welt? —

Von dieser Seite also kann man, dünkt mich, den Griechen keinen beträchtlichen Vorzug eingestehen. Aber, vielleicht war das, was man den Urstoff und die Grundlage der Menschheit nennen kann, besser bey ihnen als bey andern? — Es wäre der Mühe werth wenn jemand dieß erweisen wollte. Bis dahin halte ich mich an das was ich weiß. Die Griechen waren, als sittliche Menschen betrachtet, ein noch sehr rohes und allen Ausbrüchen

der wildesten Leidenschaften überlassenes Volk, als die Geschichte ihrer kleinen Könige den spätern Theaterdichtern zu Athen Stoff zu vielen hundert Tragödien gab. Und als nach ihren Siegen über den Xerxes Handelschaft und Reichthum ihre Lebensart verfeinerte, die Ungleichheit vergrößerte, die Begierden erhitzte: wurden sie (wie alle Völker der Welt aus gleichen Ursachen) an Denkart und Sitten, Seele und Leib, nach und nach in sehr kurzer Zeit ein so heilloses Volk als irgend ein Europäisches es jetzt ist. Ich berufe mich, wegen des Beweises dieser Beschuldigung — nicht auf den Aristofanes, (wiewohl seine Komödien als historische Urkunden von der schändlichen Verdorbenheit der damahligen Griechen, besonders der Athener, nicht zu verwerfen sind) sondern auf alle übrigen weniger unreinen Quellen unsrer Kenntnisse von diesem so übermälsig erhobenen Volke.

Ich versuche zu bemerken, daß ich hier nicht von allen Griechen — sondern eigentlich und besonders von denen spreche, die sich durch Liebe der Künste und Ver-

feinerung des Geschmacks und der Sitten am meisten hervorgethan haben. Bleiben wir nur bey den A t h e n e r n stehen, die den Ton angaben! Eine feine Zucht besserer Menschen zu den Zeiten, da sie sich bald von dem Gerber K l e o n, bald von dem Wildfang Alcibiades misregieren, bald von den Spartanern und ihren dreyszig Tyrannen wie ein Pack feiger, nervenloser Memmen misshandeln liessen! — Und was braucht es weitem Zeugnisses dessen was sie waren, als die Art, wie sie sich ihre besten Männer, von Miltiades bis zu Fokion, vom Halse schafften? — Kann man nach so oft wiederhohlten Proben in der nehmlichen Art noch zweifeln, dass der Karakter dieses Volkes nicht weniger leichtsinnig, auffahrend, wankelmüthig, ungerecht, undankbar, gewaltthätig, und also von dieser Seite wenigstens nicht besser gewesen als der Karakter irgendeines Pöbels in der Welt; so erwäge man nur die schändliche Art, wie sie die Reste ihrer Freyheit endlich gegen König F i l i p p von Macedonien verloren; und die noch zehnmal schändlichere Art, wie sie sich, nach Alexanders Tod, gegen einen An-

tigonus, Demetrius, Poliorketes u. a. betragen haben. 7) Man hat keinen Begriff von einem tiefern Grade der Niederträchtigkeit. — Aber so mußte auch ein Volk seyn, das den edelsten und besten Mann seiner Zeit, Fokion, mit dem kältesten Blute hinrichten ließ, um sich etliche Jahre darauf von dem sittenlosesten schändlichsten Kerl seiner Zeit, einem Stratokles, und andern seines gleichen beherrschen zu lassen!

Ich sage nicht, daß das Volk zu Athen um dieser und aller seiner übrigen unzähligen Missethaten, Thorheiten, Büberen und Brutalitäten willen schlimmer gewesen sey als andrer Pöbel: aber ich sehe auch nicht, warum sie, mit solchen Eigenschaften und bey einem solchen Betragen, besser sollten gewesen seyn als andrer Pöbel; oder warum wir, in Vergleichung mit ihnen, verdienen sollten Hefen der Zeit genannt zu werden. 8) — Doch genug, und vielleicht

7) Man lese den Plutarch im Leben des Demetrius, und vergesse nicht, daß Plutarch einer von den Alten ist, die am meisten Gutes von den Athenern gesagt haben.

8) S. Physiognom. Fragmente, III. B. 1. Abschnitt, IV. Fragment.

schon zu viel, um zu zeigen, warum ich mich nicht überreden kann, daß die großen Bildner der Griechen bloß dadurch fähig gemacht worden ihre so genannten Ideale hervorzubringen, weil sie von einer höhern, vollkommnern Natur, von schönern und bessern Menschen umgeben gewesen als die neuern.

6.

Was war es denn also — da doch ein Mensch nichts überall ganz erschaffen kann — was sie fähig machte schönere Werke hervorzubringen, als, nach der gemeinen Meinung, irgend einer von den neuern Künstlern?

Ehe ich meine Gedanken über diese Aufgabe sage, muß ich die Frage selbst ein wenig anders wenden. Ich weiß zu wenig davon, in wie fern die Werke der alten Griechischen und der neuern Europäischen Kunst so genau und unbefangen haben verglichen werden können, und wirklich verglichen worden sind, daß man mit Gewissheit sagen könnte: die Kunst habe nie etwas reiners und vollkommners hervorgebracht als die Grie-

chischen Ideale. Ich wenigstens kann darüber nichts aus eigenem Gefühle sagen. Die Mediceische Venus, der Vatikanische Apollo, u. s. w. stehen zwar in — Gypsabgüssen vor mir — und dieß ist in Ermangelung der Originale doch etwas: aber von den vorzüglichsten Werken der neuern Bildhauer kenne ich nichts, das zur Vergleichung dienen könnte. — Und überdem finden sich verschiedene Ursachen, warum eine solche Vergleichung immer zum Nachtheil der Neuern ausfallen muß, und gleichwohl zum Vortheil der Alten nichts entscheidet — wie man in der Folge sehen wird.

Ich stelle also die Frage lieber so: Woher mag es wohl gekommen seyn, daß Griechische Künstler diese schönen Werke, die man Ideale zu nennen pflegt, hervorbringen konnten, und was ist es eigentlich, wesswegen ihnen dieser Name zukommt?

Mir dünkt, man hat Unrecht, bey Wirkungen von so sehr zusammen gesetzten Ursachen, als die Werke der Götter und der Menschen sind, alles

immer auf Ein vermeintes Princip reducieren und aus Einer Ursache erklären zu wollen, was immer das Resultat von vielen ist. Es ist freylich die kürzeste Art sich aus der Sache zu ziehen. Aber man verfehlt auch die Wahrheit fast immer auf diesem Wege. Mehrere Ursachen, mehrere Umstände kamen zusammen, diesen Idealen das Daseyn zu geben, und zu machen, daß sie gerade so und nicht anders wurden. Die Natur thats nicht allein — die Gelegenheit sie zu studieren thats nicht allein — der Genie des Künstlers — die Liebe womit er arbeitete — das Aufstreben nach mehr als menschlicher Schönheit und Gröfse — der stolze Gedanke, etwas der öffentlichen Anbetung würdiges hervorzubringen — thats nicht allein: aber alle diese Ursachen zusammen genommen thatens. — So werden Menschen; und so werden auch Statuen!

7.

Fürs erste also: Die Griechischen Künstler hatten unstreitig schöne Natur vor und um sich. — Ob eine schönere als

die unsrige? — wer kann dieß mit Gewissheit bejahen, oder mit Gewissheit verneinen? Wie könnten wir die Vergleichung so anstellen, daß keinem Theil Unrecht geschähe? — Wenigstens scheint es, aus allen vorangeführten Gründen, ganz und gar nicht wahrscheinlich.

Aber was wir mit Gewissheit sagen können, ist dieß: sie hatten mehr Gelegenheit mehr Freyheit, die Schönheiten, die ihnen die Natur und ihre Zeit darstellte, zu beschauen, zu studieren, zu kopieren — als die neuern Künstler je gehabt haben — und dieß macht einem sehr wesentlichen Punkt aus. Die Gymnasien, die öffentlichen Nazional-Kampfspiele, die Wettstreite um den Preis der Schönheit zu Lesbos, zu Tenedos, im Tempel der Ceres zu Basilis ⁹⁾ in Arka-

9) Nach dem Athenäus war unweit einer von dem Arkadischen Könige Kypselus vor Alters am Alfeus erbauten Stadt ein Tempel und heiliger Hain der Eleusinischen Ceres, den einige Parrhasische Familien gestiftet hatten. Und von eben diesen rührte auch der Wettstreit um den Preis der Schönheit her, welcher alle Jahre am Feste dieser Göttin da-

dien, die Ringspiele zwischen nackenden Knaben und Mädchen zu Sparta, in Kreta, u. s. w. — der berühmte Venustempel zu Korinth, (dessen junge Priesterinnen zu besingen selbst Pindar nicht erröthet) die Thessalischen Tänzerinnen, die an den Gastmahlen der Großen nackt tanzten, ¹⁰⁾ — alle diese Gelegenheiten, die schönsten Gestalten, unverhüllt, in der lebendigsten Bewegung, vom

selbst angestellt wurde. Athenäus versichert, dieß Institut habe zu seiner Zeit noch gedauert, und man nenne die Frauenzimmer, die um den Preis stritten, Chrysosforos. Aus einer Stelle des Pausanias (*in Arcadicis*) schliesse ich, daß dieser von Athenäus nicht benannte Ort Basilis geheissen. Pausanias sagt, zu seiner Zeit sey nichts mehr davon übrig gewesen als der Tempel und Hain der Ceres. Des Instituts aber erwähnt er gar nicht. Es muß also nichts sehr berühmtes gewesen seyn. Vielleicht war es eine Art von Rosenfest, woran nur die umliegenden Landmädchen Theil nahmen. Indessen scheint doch das Stillschweigen des Pausanias (wiewohl er ein Zeitgenosse des Athenäus war) nichts gegen die positive Versicherung des letztern, was die Existenz dieses Instituts betrifft, zu beweisen. —

10) *Athen. L. XIII. c. 9.*

Wetteifer verschönert, in den mannigfaltigsten Stellungen und Gruppierungen zu sehen mußten die Imaginazion der Künstler mit einer Menge schöner Formen anfüllen, und durch Vergleichung des Schönen mit dem Schöneren sie desto fähiger machen, sich zur Idee des Schönsten zu erheben.

Außerdem hatte Griechenland, besonders das schöne Athen, seit dem Institut des weisen Solon ¹¹⁾ einen Überfluß an Frauenzimmern, die von den Renten ihrer Schönheit lebten, und bereit waren auch zur Beförderung der Kunst das ihrige beyzutragen. Ein gewisser Aristofanes von Byzanz (der ein rationiertes Verzeichniß dieser holden Dienstmädchen der Venus geschrieben hat) brachte ihrer nur allein aus Athen hundert und dreyßig zusammen, die einen Namen hatten; und Athen äus vermehrt diese Anzahl noch durch eine starke Nachlese. Alle diese Nymfen blühten in dem nehmlichen Jahrhundert da die Kunst blühte. Lais, die schönste und berühmteste unter ihnen allen, machte

11) S. ebendenselben, A. c. c. 3. (11)

sich eine Ehre daraus, (wie uns eben dieser Autor versichert) ihren Hals und Busen den Malern zum Modell zu leihen. Dafs die schöne Theodota, die Lieblingsmätresse des Alcibiades, ehe sie zu diesem Vorzug gelangte, kein Bedenken getragen, „alles was sie schönes hatte“ sowohl Malern als andern Dilettanten, die von der Gelegenheit profitieren wollten, zu zeigen — erzählt uns Xenophon, ein Augenzeuge; denn ohne Zweifel war er einer von denen, welche Sokrates mit sich nahm, als er hinging diese Schönheit (die jemand in seiner Gegenwart unbeschreiblich genannt hatte) in Augenschein zu nehmen. Dieß *ὅσα καλῶς ἔχοι* des Xenophon ist in der Thiemischen Ausgabe gar zu ehrbarlich übersetzt, „was sie mit Anständigkeit zeigen konnte.“ Denn Xenophon sagt dieß nicht; so was versteht sich von selbst. Allein damahls herrschten in den reichsten und üppigsten Städten Griechenlandes ganz andre, und ungleich losere Begriffe vom Anständigen als bey uns.¹²⁾

¹²⁾ Ich finde bey Plinius eine Anekd-

So würde es, z. B. höchst unanständig und gegen den Respekt des Gerichts be-

te, die eine starke Ausnahme hiervon zu machen scheint. Praxiteles, sagt er, hatte zwey Statuen der Venus gemacht; die eine nackend, (und diefs war eben die nachmahls so berühmte *Venus Knidia*) die andere bekleidet. Er liefs denen von Kos, die eine Venus bey ihm bestellt hatten, die Wahl unter beiden, und sie wählten die bekleidete, wiewohl der Preis einerley war; *severum id ac pudicum arbitrantur*. Allein diefs ist vielleicht nur eine Vermuthung des Plinius. Es ist eben so möglich, dafs sie die bekleidete blofs wählten, weil sie ihnen schöner vorkam. Eine begleidete Venus, deren schöne Formen unter dem Gewande nichts verlieren, sondern wie dadurch hervor leuchten, ist vielleicht ein grösseres Kunstwerk als eine nackte. Wenn die nachmahls so berühmten Seitenfabriken der Inseln Kos und Keos, wo diese feinen Stoffe gearbeitet wurden, die den Damen (nach dem Ausdrücke des Plinius) die Bequemlichkeit verschafften nackend gekleidet zu seyn, damahls schon vorhanden waren, so würde meine Vermuthung desto wahrscheinlicher. Wie dem auch seyn mochte, die Knidier nahmen herzlich gern mit der nackten Venus fürlieb, die ihnen die Koer gelassen hatten, und befanden sich so wohl dabey, dafs, als der König Nikomedes sich erbot, alle Schulden ihrer Stadt (die sehr gros waren) zu bezahlen, wenn sie

fanden werden, wenn ein heutiger Advokat den schönen Busen seiner Klientin entblößen wollte, um die Richter zu einem milden Urtheil zu verführen. Er möchte sich noch so laut auf das Beyspiel des berühmten Athenischen Sachwalters Hyperides berufen, der sich dieses Behelfs bey der schönen Fryne mit bestem Erfolg bediente: man würde das Präjudiz nicht gelten lassen, und er selbst sowohl als seine Klientin würden sich sehr übel dabey befinden, so geneigt auch die Herren des Gerichts ingeheim seyn möchten, sich in einem *Tete à Tete* von der Gültigkeit der producierten Evidens überzeugen zu lassen. In Athen hingegen ärgerte sich kein Mensch an diesem wiewohl ungewöhnlichen Advokatenstreich, und die Dame wurde ohne weitere Untersuchung los gesprochen. — Im Vorbeygehen kann diese Ceschichte auch zum Beweis dienen, daß ein sehr schöner Busen nichts alltägliches zu Athen gewesen seyn muß. Die Richter (sagt Athenäus) wurden bey des-

ihm ihre Venus dafür geben wollten, sie sich erklärten, sie wollten es lieber aufs äußerste ankommen lassen.

sen Anblick so frappiert, daß sie von einer heiligen Scheu (*Deisidaemonia*) ergriffen, es nicht über ihr Gewissen bringen konnten, einer so schönen Priesterin der Venus das Leben abzusprechen. —

8.

Da die Rede hier von Fryne ist, erinnere ich mich einer andern Anekdote, die von ihr erzählt wird, und aus welcher ein historischer Beweis für die Meinung, die ich bestreite, gezogen werden könnte. „Fryne war (wie der angezogene Autor versichert) vorzüglich an denen Theilen schön welche bedeckt werden; auch war es nichts leichtes, etwas von ihr entblößt zu sehen; denn sie pflegte sich so knapp zu kleiden und so stark einzuhüllen, daß nicht das mindeste von der blossen Haut sichtbar werden konnte, badete sich auch niemahls in öffentlichen Bädern.“¹³⁾ — Indessen fand sie doch einst

¹³⁾ Diefs ist, treulich und ohne Gefährde, der Sinn des Athenäus, beynahe wörtlich übersetzt. Wer sollte sich nun als möglich vorstellen, daß Herr G e o r g O g l e, Esq. diese Stelle

für gut, eine Ausnahme von dieser Regel zu machen, und an einem Feste des Neptuns zu Eleusis den mystischen Schleier von sich zu werfen, um eine unendliche Menge Augen auf einmahl zum Anschauen dieser geheimen Schönheiten, die sie sonst so sorgfältig vor profanen Blicken zu verbergen pflegte, zuzulassen. Unverblümt von der Sache zu sprechen — die Nymphe stieg vor allem Volke nackend ins Meer und nackend wieder heraus; und nach dem Modell, das sie bey dieser Gelegenheit den Griechischen Künstlern gab, arbeitete Praxiteles, einer ihrer begünstigten Liebhaber, die nachmahls so berühmte Knidische Venus. Dieß sagt Athenäus ausdrücklich. Aber wenn er etwas andres damit sagen wollte, als das

so wiefolget hätte verfälschen können?—, „Auch war es nicht leicht, sie ohne Emotion nackt zu sehen; und in Rücksicht dessen war ihr von Obrigkeits wegen verboten sich eines öffentlichen Bades zu bedienen.“ S. dessen *Collection of Gems* p. 76. O des weisen Mannes, der sich keine andre Ursache denken konnte, warum Fryne nicht öffentlich badete, als weil es ihr von löblicher Polizeydirection verboten worden war!

Fryne das Modell war, von dem sich Praxiteles zu seinem Ideal der Liebesgöttin erhob; wenn seine Meinung war, Praxiteles habe ein Bildniß der Fryne für eine Venus ausgegeben: so behaupte ich, diese Anekdote verdiene nicht um ein Haar mehr Aufmerksamkeit, als so viel tausend andre verdächtige Histörchen, womit man sich zu allen Zeiten, und in dem lügenhaften Griechenlande mehr als sonst irgendwo, an berühmten Personen und ihren Werken und Handlungen zu versündigen pflegte. Die Verdorbenheit der Sitten war damahls noch nicht so groß, daß die Welt so etwas als eine mahlerische Licenz hätte passieren lassen. Wenn gleich (nach dem Ausdruck eines Römischen Dichters) ganz Griechenland vor der Thür einer Lais oder Fryne lag, so hatte man doch noch die gehörige Empfindung von der Makel, die solchen Kreaturen anklebt: und eben diese Deisdämonie der Griechen, die sich ein Gewissen daraus machte den schönen Busen der Fryne zu zerstören, und sich dadurch an der Göttin, in deren Diensten sie gleichsam war, zu versündigen, wür-

de es noch weniger haben ertragen können, die Werkzeuge ihrer Unenthaltbarkeit auf Altäre gestellt und in Gegenstände der öffentlichen Andacht verwandelt zu sehen.

Doch, wir brauchen uns hier nicht mit Vermuthungen aufzuhalten, da wir ein Zeugniß eines Augenzeugen haben, das dem Vorgeben des Athäneus, der nur von Hörensagen schrieb, deutlich genug widerspricht. Pausanias erzählt ausdrücklich: ¹⁴⁾ „Man sehe zu Thespiä eine Venus und eine Fryne von Marmor, beide von der Arbeit des Praxiteles.“ — Diese beiden Statuen waren also verschieden genug, um — die eine für ein Bild der Schönheitsgöttin — die andre für das Bild der Fryne erkannt zu werden. Hätte Praxiteles je im Sinne gehabt, seiner Geliebten die Ehre der religiösen Anbetung zu verschaffen: so hätte er sie gewiß nicht den Knidiern für eine Venus, und den Thespiern für das was sie war, für Fryne, verkauft. Viele Fremde, die nach Knidos reisten um sei-

¹⁴⁾ In *Boeoticis*, cap. 27.

ne Venus zu sehen, hätten wohl auch schon seine Fryne zu Thespien gesehen, und der Betrug wäre folglich nicht lange unentdeckt geblieben; ganz Griechenland hätte bald gewußt, daß diese Knidische Göttin, die man unter die höchsten Wunder der Kunst zählte, weiter nichts als ein Bildniß der Fryne sey; die Thespier hätten sich rühmen können das wahre Original, diesen vorgeblichen Venus zu besitzen; die Knidier würden sich haben schämen müssen; ihre Kopie in einem der berühmtesten Tempel der Liebesgöttin aufzustellen, und die Andacht der guten Griechen mit der profanen Nudität einer öffentlichen Dirne zu betrügen; und als in der Folge der König Nikomedes ihnen eine ungeheure Summe um ihre Venus anbieten ließ, würden sie gewiß keine Thoren gewesen seyn nein zu sagen.

Ich weiß wohl, daß eben diese Fryne auch dem Apollon gesessen haben soll, da er seine berühmte Venus Anadyomene mahlte; wiewohl andre sagen, die schöne Perserin Kampaspe (von welcher bey dieser Gelegenheit ein bekann-

tes Histörchen erzählt wird) habe zum Modell dabey gedient. Gesetzt aber auch, daß dieß im strengsten Sinne der Worte zu nehmen wäre: so liefs sich davon kein Schluß auf Götterbilder der Bildhauer machen. Denn es ist (wie Winkelmann bemerkt hat) nicht zu erweisen, daß Gemälde jemahls zu Gegenstände der Religion und öffentlichen Andacht bey den Griechen gedient haben.

Was ich gegen das Vorgeben des Athenäus für die Knidische Venus angeführt habe, kann also mit gutem Fug für alle berühmte Bilder der Götter und Götterkinder gelten. Wenn irgend etwas handgreiflich ist, so ist dieß: daß Künstler, die sich vermaßen hätten Götter darzustellen, und nichts bessers als Kopien und Karikaturen¹⁵⁾ einzelner Menschen, also unvollkommener Individual-Naturen, hervorgebracht hätten, den Nahmen großer Meister nie erlangt haben könnten; und daß die Griechen, die sich ihre Zeitgenossen und Landsleute, wohl be-
 15) Wie es am oben angezogenen Orte der Fysiognomischen Fragmente heist.

rühmte Kriegermänner, Athleten, oder Alcibiaden, Erynen u. s. w. für Götter und Göttinnen hätten aufbinden lassen, entweder keine Augen gehabt haben müßten, oder — Doch wir wollen uns nicht ereifern! Die Wahrheit spricht so stark für sich selbst, daß wir ohne ihren mindesten Nachtheil gelassen bleiben können.

Man sieht, daß ich — bevor ich glaube etwas positiveres über die idealischen Werke der Griechischen Künstler sagen zu können — die Frage, um deren Beantwortung es zu thun ist, durch zwey Einschränkungen näher bestimme. Die Rede nemlich ist nur von Bildern der Götter und Heroen — und auch unter diesen nur von solchen, die das Alterthum mit vorzüglicher Bewunderung aus der unendlichen Menge ihrer Kunstwerke ausgehoben hat; nicht von allen, die auf unsre Zeiten gekommen sind — nicht von den Werken aller guten Meister — am allerwenigsten von solchen, die wirklich Bildnisse einzelner Menschen seyn sollten — wie

z. B. der Perikles des Fidias, der Alexander des Lysippus, die Fryne des Praxiteles, die Statuen der Sieger in den Kampfspielen, u. s. w. Von diesen letztern mag ohne Zweifel mehr oder weniger gegolten haben, was in dem angezogenen fysiognomischen Fragmente von allen Abbildungen einzelner Naturen sehr richtig gesagt wird: „dafs sie immer unwahr, eine Art von Karikatur, höchstens Approximazion sind.“ — Bilder der Götter und Halbgötter hingegen — deren Urbilder kein Mensch mit Augen gesehen hatte — mußten nach einer ganz andern Regel gemacht und beurtheilt werden. Diese sind (in Rücksicht auf den Gegenstand) ihrer Natur nach unwahr, werden aber desto unwahrer, je mehr sie sich der einzelnen Menschheit nähern. Bey ihnen hat keine Approximazion Statt, weil keine Vergleichung des Bildes mit dem Urbild Statt findet. Alles kommt blofs auf den Eindruck an, den sie auf den Menschen dersie anschaut, besonders auf den, der sie mit religiösen Gesinnungen anschaut, beym ersten Anblick machen. Wird er so dadurch getroffen, dafs ihn ein heiliger Schauer befällt, dafs er

unter der menschlichen Hülle etwas mehr als menschliches, mehr als heroisches — daß er den gegenwärtigen Gott zu fühlen glaubt — was kann die strengste Forderung des Kunstliebhabers mehr verlangen? Der Priester wenigstens fordert nicht mehr. Der Künstler selbst hat seine stolze Absicht erreicht, er hat das äußerste gethan, was der menschlichen Natur erlaubt war.

10.

Allein, daß dieß der Fall aller oder nur der meisten Künstler, welche Götter bildeten, gewesen sey, ist mehr als ich jemahls behaupten möchte. Der einzige vielleicht, von dem wir mit dem höchsten Grade von Gewißheit, der in solchen Dingen Statt findet, sagen können, daß seine Götterbilder aus der erhabensten Begeisterung, aus einem wahren Aufflug zu dem unvergänglichen Urbilde der Schönheit,¹⁶⁾ entstanden seyen, war Fidias — der Freund und Liebling des

¹⁶⁾ Wie sich Lucian in seinen Charidemus ausdrückt!

Perikles, und der Ausführer seines großen Entwurfs Athen zur schönsten Stadt der Welt zu machen. Sein Jupiter Olympus, das bewundernswürdigste, was jemahls Menschenhände geschaffen haben, (wie Cicero aus dem Munde einer ganzen Welt sagt) erschien unter den Griechen wie eine auf einmal vor ihren Augen stehende Gottheit, durch nichts vorgehendes angekündigt, durch nichts folgendes erreicht, — in einer Vollkommenheit, von der uns keine Beschreibung eines Pausanias, keine aus den Trümmern des zerstörten Alterthums hervorgegrabene Bilder nur den Schatten einer Vorstellung geben können. Nur aus dem Eindruck, den das Anschauen dieses herrlichen Werkes auf alle Menschen machte, können wir auf die Vortrefflichkeit desselben schließen. — Aber was ist Schließen gegen Schauen? — Alle alten Schriftsteller! auch die weisesten und kaltblütigsten, reden mit Entzücken davon. „Die Religion selbst, sagt Quintilian, scheint dadurch ein neues Gewicht bekommen zu haben, so ganz stellt die Ma-

jestät dieses Werkes den Gott dar.“¹⁷⁾ — Noch zu Epiktets Zeiten reiste man nach Olympia, um den Jupiter des Fidias zu sehen; und „zu sterben, ohne es in seinem Leben gesehen zu haben, wurde für ein Unglück gerechnet“ — sind die eignen Worte dieses weisen Mannes, auf den kein Verdacht einer Vergrößerung fällt. Ich weiß nicht, ob man von dem Werk eines Menschen was größeres als diese beiden Züge sagen kann. Aber mich däucht, es ist genug um uns zu überzeugen, daß Cicero,¹⁸⁾ der es selbst gesehen, nicht zu viel gesagt habe, wenn er mit dem Ton der Gewisheit von dem Werkmei-

17) Daß es nicht nur auf die Menge, sondern selbst auf die erhabensten Menschen diesen Effekt gemacht, sehen wir aus dem Beispiele des großen Römers Paulus Ämiliius, von dem uns Livius sagt: *Olympiae et alia spectanda visa, et Iovem, velut praesentem intuens animo motus est. Lib. XLV. c. 20.*

18) *Nec vero ille artifex, cum faceret Iovis formam aut Minervae, contemplabatur aliquem, e quo similitudinem duceret: sed ipsius in mente insidebat species pulchritudinis eximia quaedam, quam intuens in eaque defixus ad illius similitudinem artem et manum dirigebat. Cic. Orat. c. 2.*

ster desselben sagt: „Auch hatte dieser Künstler: da er den Jupiter oder die Minerva bildete, niemand vor sich, den er anschaute und nachbildete; sondern in seiner Seele saß irgend eine herrliche Idee von Schönheit, auf die sein inneres Auge geheftet war, und nach deren Zügen seine Hand arbeitete.“¹⁹⁾

Was diese Idee war, ob eine Erscheinung aus der idealischen Welt — oder eine neue Schöpfung seiner Dichterkraft — oder eine Zusammenschmelzung gesehener Wirklichkeiten, abgezogen von den schönern und bessern Menschen die er vor sich hatte, oder was es sonst etwa seyn mochte — davon unten, so viel ich davon sagen kann. Genug, es war weder Kopie noch Karikatur individueller Natur, und konnte das nicht seyn, oder diese schönern und edlern Menschen, die mit Schauern den Vater der Götter darin erkannten, müßten nicht einmahl gemeinen Menschensinn gehabt haben!

¹⁹⁾ Das nehmliche sagt auch Plotinus, *Ennead. V. l. 8.*

Nach den Begriffen, die ich aus den Nachrichten der Alten von ihren berühmtesten Bildhauern bekomme, denke ich mir viererley Arten Werke, die in der weitesten Bedeutung des Worts idealisch heißen können, und die man, um etwas richtiges über die Ideale der alten Kunst zu sagen, genau unterscheiden muß.

Die erste war eben diese *animo insidens species eximia pulchritudinis*, diese von der Natur selbst — auf eben die geheimnißvolle unerklärbare Weise wie sie alles zeugt, geboren — oder wie von einem Gott eingebauchte Idee, nach welcher Fidia seine Minerva zu Athen, seinen Jupiter zu Elis arbeitete, — so viel möglich in Erz, Elfenbein oder Marmor dargestellt.

Da so wenig von den Meisterstücken des ältern Griechenlandes auf uns gekommen, und diejenigen, die noch vorhanden und deren Urheber meist unbekannt sind, uns wenig helfen können, um über jene,

welche längst zerstört worden, oder vielleicht noch itzt tief begraben liegen, etwas zuverlässiges zu sagen: so würde es Verwegenheit seyn die Künstlernennen zu wollen, die vielleicht in dieser ersten Klasse einen Platz zunächst an Fidias fordern konnten. Gehörte ein Alkamenes, ein Myron, ein Skopas unter diese? — Ich weiß nichts davon. Vielleicht waren es nur einzelne Werke, die in dieser höchsten Begeisterung auch des höchsten Grades der Schönheit theilhaftig wurden.²⁰⁾ Vielleicht gehörten sogar manche Werke des Fidias selbst nicht in diese Klasse. Vielleicht — Doch wozu helfen uns alle diese Vielleicht? Vielleicht war nur Ein Fidias, wie nur Ein Homer, Ein Shakspeare — und vielleicht nur Ein Jupiter Olympius, wie nur Eine Ilias, nur Ein Hamlet.

12.

Ungleich zahlreicher an Künstlern und fruchtbarer an Werken war die zweyte

20) Wie z. B. die Alkmena und Sossandra des Kalamis, die Nemesis des Agorakritus, u. a.

Klasse, an deren Spitze ich den Polykietus von Sycion setze, der bekannter Maßen wenige Olympiaden nach Fidias blühte. Dieser Künstler war der Erfinder des berühmten Kanons, einer Statue, die diesen Nahmendelswegen erhielt, weil sie seinen Schülern (vermuthlich auch ihm selbst) zur Regel des wahren Ebenmaßes und der vollkommenen Schönheit menschlicher Gestalt diente, und um dessentwillen Plinius von ihm sagt: *Solus hominum artem ipsam fecisse artis opere judicatur* -- ein Ausspruch, in welchem mehr Sinn liegt, als die witzelnde Wendung bey dem ersten Anblick vermuthen läßt.

Wardieser Kanon ein Ideal von der ersten Klasse? oder war es nur ein Abstraktum, aus Vergleichung vieler einzelnen schönen Gestalten mit verständiger Wahl des Schönsten von der Natur abgezogen: und nach eignem Urtheil und Gefühl wieder zusammen gesetzt, wie Zeuxis seine Helena aus den zusammen gegatteten schönsten Theilen vieler einzelner schöner Mädchen, die vor ihm saßen, heraus brachte? Höchst wahrscheinlicher

Weise das letzte. Polyklet, so ein großer Künstler er war, scheint kein Geist gewesen zu seyn, der sich mit einem Fidias messen konnte. Das irrige Vorgeben, das so manche einander auf Treu und Glauben nachgeschrieben haben, als ob die von Fidias angefangne Kunst durch ihn zum höchsten Gipfel der Vollkommenheit gebracht worden, ist aus dem Mißverstände einer Stelle des Plinius und aus Verwirrung der Griechischen Wörter *Torneutike* und *Toreutike* entstanden.²¹⁾ Quintilian, ein Mann von Gewicht in allen Sachen des Geschmacks, macht den Fleiß und die Eleganz zum unterscheidenden Vorzug Polyklets, und dieß zeugét mehr von Geschmack als von Genie. Er bildete fast lauter jugendliche Formen, und seine Werke hatten, außer der Schönheit des Ebenmasses, noch das Glatte und Vollendete, das dem ungelehrten Auge so wohl gefällt. Daher kam es vermuthlich, daß seine Amazone lange Zeit hernach in einem Bildhauerkonvent der Amazone des Fidias selbst vorgezogen wurde.²²⁾ Die gemeine Meinung setzte

²¹⁾ V. Salmas in Solin. p. 735. C.

²²⁾ Plin. L. 34. c. 8.

ihn über alle seine Vorgänger; aber man tadelte den Mangel der Stärke an ihm — *deesse pondus putant* — und aus dem Sinne der ganzen Stelle Quintilians ist ziemlich klar, daß dieß noch etwas mehr sagen wollte, als nur eine empfindlichere Andeutung der Theile—wie Winkelmann²³⁾ meint; von dem ich mich hier, nicht ohne Schüchternheit, entfernen muß, da im Grunde alles das Große, was er von Polyklet als einem erhabenen Dichter in seiner Kunst sagt, bloß Hypothese ist. Denn, spricht er als Geschichtschreiber, wo sind seine Zeugnisse? Oder als Augenzeugen, wo sind Polyklets Werke? Seine kolossalische Juno zu Argus war weltberühmt, und dem Quintilian gewiß unverborgen. Dennoch, sagt dieser, man hätte gefunden, daß er die göttliche Würde und Grösse nicht zu erreichen gewußt habe — *Deorum auctoritatem non explevisse* — da hingegen Fidias glücklicher in Göttern gewesen als in

23) S. Geschichte der Kunst, S. 652. u. f. nach der Wiener Ausgabe.

Menschen, — *Fidias diis quam hominibus efficiendis melior artifex*. Selbst die Wahl seiner Subjekte zeigt einen Genie von miederer Kühnheit und Stärke. Denn es bleibt doch immer wahr, daß es weit weniger über die gewöhnliche Menschenkraft ist; schöne, jugendliche, schwebende Formen, einen *Diadumenum molites juvenem*, und einen *Doryphorum viriliter puerum*, — als den Vater der Götter und Menschen in seiner ganzen Majestät, darzustellen. Man sieht häufig Jünglinge von beiderley Art, und um sie zu verschönern braucht man nur das Individuelle wegzulassen: aber man sieht nirgends ein Original zu einem Jupiter Olympius.

Aus diesem Grunde scheint es mir nicht sehr wahrscheinlich, daß der Kanon, oder Doryphorus des Polyklet ein Ideal vom ersten Rang, oder von derjenigen Art, die ich aus Inspiration entstanden nennen möchte, gewesen sey. Er stellte einen Jüngling just in der Grenze vom Knaben zum Manne vor — so schön als ihr wollt — aber weder einen Göttersohn, noch einen Gott. Wo.

zu hier die höchste Begeisterung?
oder wie war diese bey einem solchen
Werke nur möglich? Also vielmehr ein
Werk der Abstraktion und Wiederausam-
mensetzung, aus dem Schönsten in ein-
zelnen schönen Formen entstanden,
mit dem Zirkel in der Hand abgemessen,
mit architektonischem Auge und fester
Künstlerhand vollendet.

Wie dem aber auch war, genug dieser
selbst idealische Doryphorus, wurde das
Urbild, wonach eine Menge folgender
Künstler Götter und Menschen mach-
te. Was den Neuern vorgeworfen wird,
daß sie Bildsäulen nach Bildsäulen
kopierten — Schatten von Schatten —
traf also schon viele alte Griechische Künst-
ler: und es ist leicht zu begreifen, daß
die Kunst bey dieser Methode mehr ver-
lor als gewann. Polyklet selbst scheint
sich bey seinen übrigen Werken zu sehr
an seinen Kanon gehalten zu haben.
Daher die Einförmigkeit die ihm
Varro ²⁴⁾ vorwarf, daß sie fast alle
nach einerley Modell, *paene ad unum*

24) Plin. l. c.

exemplum, gemacht seyen, — sogar bis auf die schwebende Stellung, woraus die Furcht sich von seinem Modelle zu entfernen ziemlich stark hervor scheint. — Daher auch der Vorzug, den man dem Myron gab, weil dieser mehr Mannigfaltigkeit in seine Werke gebracht — *numerosior in arte quam Polycletus*.

Die nach Polyklets Kanon gebildeten Werke also machten das aus, was ich meine zweyte Klasse von Idealen nenne, und ich brauche kaum hinzu zu setzen, die unbedeutendste unter allen.

13.

Unter den Künstlern, welche nach Fidias und Polyklet über alle ihre Zeitgenossen und Nachfolger sich erhoben haben, stehen Praxiteles und Lysippus oben an, von denen der erste ungefähr um die hundert und vierte, der andre um die hundert und vierzehnte Olympiade geblühet hat.

Beiden giebt Quintilian zum gemeinschaftlichen Unterscheidungszeichen von

ihren Vorgängern, „daß sie sich der Wahrheit, oder (wie wir zu sagen pflegen) der Natur, mehr genähert als ihre Vorgänger“ — *ad veritatem Lysippum et Praxitelem accessisse optime affirmant*. Dieß *optime* bezieht sich auf *accessisse*, wie aus dem gleich folgenden deutlich wird. „Denn (setzt Quintilian hinzu) Demetrius wird deßwegen getadelt, weil er die Wahrheit zu weit getrieben, (*tanquam nimius in ea reprehenditur*) oder, weil er die Schönheit der Wahrheit aufgeopfert,“ — d. i. (wie man die Worte „*similitudinis quam pulchritudinis amantior*“ auch übersetzen kann) weil er sich mehr der Ähnlichkeit als der Schönheit beflissen, — welches (im Vorbeygehen gesagt) abermahls bezeugt, daß die Alten weit entfernt waren, zu glauben, ein Kunstwerk werde bloß dadurch schön, daß es die wirkliche individuelle schöne Natur darstelle, und also desto schöner; je genauer es sich an die Natur halte.

Jenes *optime accessisse* will also sagen: Praxiteles und Lysippus hätten sich

so nahe an die Natur gedrückt, als es das große Gesetz der Schönheit erlauben wollte. Ihre Werke waren folglich eine Art von Idealen, die sich von denen ihrer Vorgänger dadurch unterschieden, daß sie mehr Wahrheit der Natur, mehr Lebenathmen-
des hatten, einen höhern Grad von Täuschung hervorbrachten, mehr menschliche Empfindung einflößten als jene.

Ich glaube aber bey dieser Ähnlichkeit einen sehr beträchtlichen Unterschied zwischen diesen beiden Meistern zu finden, worüber ich mich hier so gut als möglich zu erklären suchen werde.

Überhaupt scheint mir, Praxiteles habe sich mehr dem Fidias genähert, Lysippus mehr dem Polyklet.

Von jenem besaßen die Thespier einen Liebesgott, den er selbst nach dem Modelleines von ihm geliebten Knaben gearbeitet und für sein vollkommenstes Werk erklärt haben soll. ²⁵⁾ Ein Sa-

25) Pausanias erzählt davon folgende Anek-

tyr, der zu Pausanias Zeiten noch in Athen zu sehen war, wurde (nach eben

dote: „Praxiteles hatte der schönen Fryne, die er liebte, versprochen, ihr sein bestes Werk zu schenken. Sie sollte aber selbst auswählen. Fryne, die (wie es scheint) ihrem eigenem Geschmack nicht traute, und gern gewiß gewesen wäre, welches unter seinen Werken in seinen eignen Augen das beste sey, redete mit einem Bedienten des Künstlers ab, daß er einsmahls, da sein Herr den Abend bey ihr zubrachte, in größter Bestürzung angelaufen kam, die Nachricht zu bringen, es sey Feuer in seinem Hause ausgekommen, und die meisten seiner Werke seyen schon von den Flammen theils verzehrt theils sehr beschädiget. O! ich bin verloren, schrie Praxiteles, wenn mein S a t y r und mein A m o r verdorben sind. Nun hatte Fryne was sie wollte, und Praxiteles gestand ihr selbst, sein Amor sey das schönste seiner Werke.“ — Athenäus erzählt die Sache kürzer, und ist, wie ich glaube, näher an der Wahrheit. Er sagt bloß: Praxiteles habe ihr zwischen seinem Kupido und seinem Satyr die Wahl gelassen, und Fryne habe (wie billig) den Liebesgott gewählt, und ihn nach Thesprien, woher sie gebürtig war und woselbst Amor einen Tempel hatte, gestiftet. An Anekdoten ist immer etwas wahr und etwas falsch. Der Leser mag urtheilen, ob ich so glücklich gewesen bin, in dieser das Wahre auszuspiiren.

dieser Anekdote) von ihm selbst nach jenem für sein bestes Werk gehalten. Der Satyr war von Erz, der Kupido von dem schönen Marmor, der auf dem Berge Pentelikos in Attika gebrochen wurde. Sehr wahrscheinlich gehörte dieser The-spische Amor — um dessentwillen allein (wie Cicero sagt) die Fremden Thesprien zu besuchen pflegten — unter die kleine Anzahl der Ideale von der höchsten Klasse. Dieser Meinung scheint auch der Dichter Simonides ²⁶⁾ gewesen zu seyn, von welchem die vier schönen Verse herrühren, die uns die Anthologie aufbehalten; und Grotius in vier fast eben so schöne Lateinische übersetzt hat. ²⁷⁾ Und eben diese Verse — zumahl, wenn sie (wie Athenäus versi-

26) Ein Enkel vermuthlich des berühmten Dichters dieses Namens; denn dieser war lange vor der Geburt des Praxiteles schon gestorben.

27) *Quam bene Praxiteles finxit quem sensit Amorem!*

*De corde exemplum sumserat ille suo;
Meque, mei precium, Phrynae dedit; inde sagittis*

Nil opus est: videar si modo, sat ferio.

chert) an dem Fusse der Bildsäule eingegraben standen — scheinen das Vorgeben, daß ein schöner Knabe dabey zum Modell gedient habe, sehr verdächtig zu machen. „Was Wunder (sagt der Griechische Dichter) daß Praxiteles den Amor so schön gebildet hat? Er fühlte ihn, und zog das Urbild (*αρχετυπον*) aus seinem Herzen.“ — Wie wahr! Wo hätte er auch sonst ein Urbild zum Bilde des Liebesgottes finden können? — Man nehme nun noch an, er habe diesen Amor ausdrücklich für seine Geliebte gemacht: und denke dann, daß diese Geliebte die schöne Kryne war, und daß es ein ewiges Denkmahl seiner Liebe seyn sollte: wie groß mußte da die Begeisterung seyn, in der seine Seele die Idee davon empfing, und die Liebe, womit er sie ausführte! Nun ist auf einmal begreiflich, warum dieser Amor ein so herrliches Werk wurde; so herrlich, daß man bloß, um ihn zu sehen, nach dem Städtchen Thespiesen reisete, wie man, um die Majestät des Olympischen Vaters anzubeten, nach Elis, und, im Anschauen der Liebe - hauchenden Schönheitsgöttin hinzuschmelzen, nach Kni-

do's wallfahrtete. Und nun ist auch begreiflich, warum die schöne Fryne dieses Bild so heilig hielt, daß sie es, als ein von dem Gott der Liebe erschaffnes Werk, ihm selbst wiedergeben wollte, und jeden andern Ort als seinen ältesten Tempel dessen unwürdig glaubte.

Alle diese Gründe, den Thespischen Amor für ein Ideal der ersten Klasse zu halten, bekommen ein neues Gewicht dadurch, — daß, wofern Praxiteles irgend einen schönen Knaben seiner Zeit zum Modell genommen hätte, die Griechen viel zu große Knabenliebhaber waren, als daß sich der Name desselben nicht durch Tradition und Schriften erhalten hätte. Man zeigte zu Plinius Zeiten einen Amor mit einem Blitz in der Hand, von welchem versichert wurde, daß er den Alcibiades in seinem Knabenalter ²⁸⁾ vorstellte. Wäre der Thes-

28) Alcibiades führte in seiner Jugend, wenn er zu Felde zog, einen goldnen Schild, auf dem ein Blitze werfender Amor zu sehen war — sagt Plutarch im Leben dieses lebenswürdigen Taugenichts. Dieß gab ohne Zweifel einem spätern Bildhauer die Idee von jenem

pische Amor nicht ein völliges Ideal gewesen, so würde man gewiss den schönen Knaben auch genannt haben, der sich hätte rühmen können, das Modell zu einem so bewunderten Werke gewesen zu seyn. Seine Familie und seine Vaterstadt hätten sich gewiss so viel auf ihn eingebildet, als auf einen Pentathlischen Sieger in den Olympischen Spielen.

14.

Eine andere Beschaffenheit aber hatte es mit der Knidischen Venus, bey welcher Fryne (wie nicht geläugnet werden kann) auf gewisse Weise zum Modell diente: es sey nun, daß sie den Praxiteles dadurch für seinen Amor, oder der Künstler sie durch diesen für seine Venus, belohnen wollte.

Ich widerspreche durch dieses Eingeständniß demjenigen nicht, was ich oben gegen den Athenäus und das Vorgeben,

Amor in Gestalt des Alcibiades als Knabe. Der Meister war unbekannt; man muthmaßte aber, daß es Skopas oder Praxiteles seyn müßte. *Plin. XXXVI. S. IV. n. 9.*

„diese Venus sey ein Bildniß der Fryne gewesen,“ behauptet habe; noch räume ich dadurch der Meinung etwas ein, die ich in diesem ganzen Aufsatz bestreite; aber freylich nicht bestreite — um zu widersprechen, sondern nur, in so fern ich sie für irrig halte: denn was daran wahr ist, soll ehrlich zugestanden werden.

Ich habe oben schon den Unterschied bemerkt, den ich zwischen Vorbild und Urbild mache. Die Knidische Venus war keine Kopie, keine Bildsäule der Fryne, ²⁹⁾ — auch nicht eigentlich eine idealisierte Fryne — denn so wär' es doch noch immer Fryne gewesen, und es sollte eine Göttin darstellen, und in einem Tempel die Ehre der Anbetung mit ihr theilen; — zwar das Bild einer Venus, aber nicht der Venus Pande-

29) Praxiteles hatte der letztern mehr als Eine gemacht, außer der, die Pausanias zu Thesprien sah, befand sich eine zu Rom, an welcher die Kenner sowohl den Karakter ihrer Profession, als die Liebe, womit der Künstler gearbeitet, zu bemerken glaubten. *Plin. XXXIV.*

mos, sondern der himmlischen, (wie Lucian in der Apologie seiner Bilder ausdrücklich sagt) und dazu hätte sich doch wohl Fryne selbst ein Gewissen gemacht das Original zu seyn: — Aber was war es denn, und wozu konnte ihm Fryne dabey helfen, wenn es ihr nicht ähnlich sehen dürfte? — Ich kann mir noch ein Drittes denken. Fryne, die schönste Figur ihrer Zeit, und die Geliebte des Künstlers, sollte ihm nur zum Mittel dienen, sich vollkommener zu begeistern: nur zur Stufe, von der seine Einbildungskraft zur Idee der Göttin der Schönheit und Liebe hinaufschwingen wollte. Dieß war wenigstens seine Absicht; und wenn er sie (wie es scheint) nicht völlig erreichte, so lag der Fehler — an der Liebe — an Frynens Schönheit, die durch die Begierde, seine Imaginazion zu überflügeln, ohne Zweifel neue Reitze erhielt — an der Schwachheit und den Schranken der menschlichen Natur.

Daher (däucht mich) erklärt sich auf eine sehr natürliche Art alle das Wunderbare und zum Theil Paradoxe, was

die Alten von den Wirkungen dieser Kni-
dischen Venus erzählen. Sie war, wie
Plinius sagt, nicht nur das schönste un-
ter allen Werken des Praxiteles, sondern
unter allem was man auf dem ganzen Er-
denkreise sehen konnte ³⁰⁾ Aber sie flös-
te nicht nur Erstaunen und Bewunderung,
nicht nur Liebe — sie flöste sogar Be-
gierden ein. Aristenät, oder wer der

30) Diesem widerspricht, was er bald darauf
von einer andern unbekleideten Venus des
Skopas sagt, die zu Rom im Tempel des
Brutus Kallaikus stand, „*Praxitelliam illam
andecedens et quemcunque alium locum nobilita-
tura.*“ — Plinius ist von dergleichen Wi-
dersprüche nicht immer frey. Wenn er Recht
hatte, ihr diesen Vorzug zu geben, und der
Grund, warum sie nicht mehr Aufsehens
machte, darin lag, dafs (wie er sagt) zu Rom
die Gröfse der Werke, die da zu sehen waren,
sie auslöschte: warum machte sie nicht mehr
Aufsehens unter den Griechen, ehe sie nach
Rom gebracht wurde? — Doch vielleicht war
sie in einem höhern Styl gearbeitet, oder
(nach unsrer Klassifikation) ein Ideal von
der ersten Klasse — und eben darum,
weil sie weniger sinnlichen Reitz hat-
te als die Venus des Praxiteles, weniger ge-
schickt, ihr beym grossen Haufen den Vor-
zug streitig zu machen?

Verfasser der unter *Lucians* Nahmen gehenden *Liebesgötter* ist, läßt die beiden Jünglinge, deren Reise nach *Knidos* er in diesem Dialog beschreibt, beym Anblick dieses Bildes beynahe von Sinnen kommen, und den einen (sonst einen hartnäckigen Ketzer in Liebessachen) schier zum Stein erstarren, wie er die Göttin von derjenigen Seite beschaut, von welcher auch die *Mediceische Venus* vor Herrn *Smollets* Augen Gnade fand. Ja, die Küsterin des Tempels erzählte ihnen sogar mit vielen Umständen die tragische Geschichte eines jungen Menschen, der sich mit allen Symtomen der rasendsten Leidenschaft in die marmorne Göttin verliebt, und endlich (nach einem Beweise davon, der sich nur auf Lateinisch ³¹⁾)

31) *Ferunt amore captum quemdam, cum delituisse noctu simulacro cohaesisse, ejusque cupiditatis indicem esse maculam. Plin. L. XXXVI. p. 726.* Es ist sehr erlaubt an Wundern dieser Art zu zweifeln, wenn sie uns auch schon von Küstern und Küsterinnen erzählt werden. Indessen bestätigt doch *Klemens Alexandrinus* (in der löblichen Absicht das Heidenthum dadurch schamroth zu machen) die Wahrheit dieser Begebenheit durch das Zeugniß eines gewissen *Posidippos*, der ein Buch von den

erzählen läßt) sich aus Verzweiflung ins Meer gestürzt habe. Mit weniger Wuth, aber in einem der Göttin würdigen Entzücken, bricht der Epigrammen-Dichter Antipater (im vierten Buche der Anthologie) in die ekstatischen Fragen aus:

Wer beseelte den Fels? Wer sah dich,
Cypris, auf Erden?

Gab dem fühllosen Stein diesen all-
mächtigen Reitz?

Diese Beyspiele und Augenzeugnisse von dem Effekt, den die Knidische Venus machte, — wenn wir auch abrechnen was die Imaginazinn der Zeugen dabey gethan haben mag — beweisen noch immer, was wir damit beweisen wollen: daß sie, zu aller der Schönheit, welche sie übersterbliche Weiber erhob, einen Grad von Lebhaftigkeit, Reitz und Zauber gehabt habe, den andre Venusbilder, auch die schönsten, als die Lemnia eines Fidias,

Merkwürdigkeiten von Kuidos geschrieben. Ob sie dadurch glaubwürdiger werde, ist eine andre Frage — genug, daß die Begebenheit an sich selbst nichts unmögliches ist.

die *Venus Hortensis* (ἢ Κυπρίως) des Alkamenes — wiewohl Lucian³²⁾ einzelne Theile von diesen beiden den nehmlichen Theilen an der Knidischen Venus vorzieht — nicht gehabt haben. Kann man sich darüber verwundern, da so besondere Umstände zusammen kamen; sie zu dem zu machen was sie war? Fryne das Modell, Praxiteles der Werkmeister, die Liebe mit der er arbeitete, das beynahe unmögliche Bestreben etwas noch schöner zu denken als — was man liebt, und dennoch das Ringen der enthusiastischen Einbildungskraft, diese Unmöglichkeit zu überwinden, — mich dünkt, alles diess mußte gerade ein solches Werk hervorbringen. Seine Venus verlor etwas dabey an Göttlichkeit — aber nur so viel als sie (vielleicht gegen seine Absicht) an menschlichem Reitz gewann; und gerade das, wodurch sie weniger Göttin war, gab ihr diess Herzensschmelzende, Unnennbare, was bey ihrem Anblick Liebesbegierden entzündete, und durch die Unmöglichkeit der Gegenliebe und des Genusses wollüstig

32) In *Imagin.* c. 6.

peinigte — vielleicht auch bey irgend einem blutreichen, glühenden, sinnlosen jungen Menschen, der sie täglich zu sehen Gelegenheit hatte, endlich die Wirkung thun konnte, welche die Küsterin des Knidischen Tempels, mit aller geziemen- den Devotion, zu Preis und Ehren ihrer Göttin den Fremden zu erzählen pflegte.

Die Knidische Venus ist es also, von welcher ich den Begriff derjenigen Art von Idealen nehme, die ich zur dritten Klasse mache — wiewohl sie unter so besondern Umständen zur Welt kam, daß sie, nach der Schärfe zu reden, vielleicht die Einzige in ihrer Art war. Ich rechne nemlich dahin alle Bilder von Göttern und Heroen, wobey sich der Künstler durch den Anblick schöner Individuen geholfen hatte, um ihnen einen höhern Grad von Leben, Reitz und Illusion zu geben, als ihm möglich gewesen wäre, wenn er bloß nach seiner Idee oder dem einmahl angenommenen Götter-Ideal gearbeitet hätte. Der Vortheil, den er da-

durch erhielt, fällt sogleich in die Augen. Die göttlichen und heroischen Naturen wurden auf diese Weise näher zu den Menschen herab gezogen; hatten mehr Leben, mehr sinnlichen Reitz — gefielen also mehr — und mehreren — verschafften ihren Meistern allgemeinem Ruhm — wurden besser bezahlt u. s. w. und alles dieß war sowohl auf Seiten der Meister als der Liebhaber sehr natürlich. Denn im größten eigentlichsten Ideal war doch nur Ein Jupiter Olympius, dem (wie Plinius sagt) niemand nachzueifern sich getraute. — Wer sich auch empor heben wollte, mußte also einen andern Weg einschlagen.

16.

Fidias, Polyklet und Praxiteles hatten — wie alle Meister in welcher Kunst es sey — ihre Schüler und Nachahmer, unter deren Händen gar bald Manier, Handgriff und *Locus communis* wurde, was bey jenen Genie, Gefühl, Erfindung, Eingebung des Augenblicks, oder Werk der höchsten Anstrengung des Geistes gewesen war. Nicht nur der Kanon Polyklets

wurde zum Modell; alle berühmten Bilder berühmter Meister wurden auf tausendfältige Art nachgebildet. Die Werke dieser Nachahmer und Kopisten wurden kalt und kraftlos; man entfernte sich von der Natur, ohne sich über sie aufschwingen zu können, und so war die Kunst im Abnehmen, als Lysippus erschien, eine neue Bahn betrat, und Mittel fand, ohne mit einem seiner Vorgänger in Kollision zu kommen, sich den Vorzug über seine Zeitgenossen, die Gunst Alexanders des Großen, und einen Ruhm zu erwerben, den keiner von seinen Nachfolgern zu verdunkeln vermochte.

Ich habe schon oben bemerkt, daß der Charakter, der ihm mit Praxiteles gemein war, (nehmlich, daß sie sich der Wahrheit oder der Natur mehr näherten als ihre Vorgänger) dem Lysipp auf eine ganz besondere Weise zukam. Dieser Künstler scheint weder durch seinen Genie, noch durch den Zeitpunkt worin er blühte und die Umstände worin er die Kunst fand, aufgelegt oder aufgemuntert gewesen zu seyn, sich in die Sphäre der Heroen und Götter zu wagen; die

schon mit den Werken so mancher herrlichen Meister erfüllt war. Seine Fähigkeit und Neigung trieb ihn zu Gegenständen, wozu er die Originale alle Tage vor sich sehen konnte. Ein Apoxyomenos, (ein Mann der sich selbst im Bade striegelte) eine betrunke Flötenspielerin, haben ihn berühmter gemacht als sein Jupiter zu Argos, oder sein Kopido zu Thespien. Sein größter Held war Alexander, den er in verschiedenen Stellungen sehr oft und so sehr zum Vergnügen dieses gernseynwollenden Göttersohns arbeitete, daß dieser (wie man sagt) von keinem andern Bildgießer noch Bildhauer dargestellt seyn wollte. Lysippus bildete auch den Hefästion, Alexanders Liebling, und seine übrigen Freunde ab, alle (wie Plinius sagt) mit vollkommenster Ähnlichkeit.

Überhaupt entfernte er sich von der Manier der Alten. Er machte die Köpfe kleiner, arbeitete die Haare fleißiger, hielt sich in den einzelnen Theilen genauer an die Natur, machte seine Figuren schlanker, nicht so viereckig, u. s. w.

Als er anfang aus eignem Triebe sich auf die Bildnerey zu legen, (er sollte Anfangs ein Grobschmidt werden) war der Kanon Polyklets das Modell wonach er studierte. Diefs ist wenigstens der Sinn der Antwort, die er jemanden gegeben haben soll, der ihn fragte: wer sein Lehrmeister in der Kunst gewesen? — Der Doryforus, antwortete Lysipp. ³³⁾ Und vermuthlich war diefs Studium, wodurch ihm die genaueste Beobachtung des schönsten Ebenmasses mechanisch geworden, die Ursache, warum die sehr fleissige Beobachtung der Symmetrie (wie Plinius bemerkt) eine der vorzüglichsten Schönheiten seiner Bilder war.

In der Folge aber ermunterte ihn der Mahler Eupompus, sein Landsmann, beide waren von Sicyon) den ängstlichen Weg zu verlassen, auf dem er ewig ein bloßer mechanischer Arbeiter geblieben wäre. Dieser Eupompus war einer der berühmtesten Mahler seiner Zeit; ein Rival des Timanthes und Lehrmeister des Pamphilus, welcher durch seinen Schüler

33) Cicero de Clar. Orator. 86.

Apelles berühmter geworden ist als durch seine eignen Werke. Der junge Lysipp fragte ihn, ³⁴⁾ welchen unter seinen Vorgängern er sich eigentlich zum Muster genommen? Eupomp wies auf eine Menge Volks, die eben auf einem Marktplatze vor ihren Augen wimmelte: „Hier sind meine Modelle, sagte der alte Mahler: die Natur selbst, nicht den Meister, muß der Künstler nachahmen, der es verdienen will, der einst selbst unter die Meister gezählt zu werden.“ Lysipp liefs sichs gesagt seyn — aber die Nachbildung der Natur war es doch nicht allein, was ihn in der Folge so berühmt und beliebt machte.

Wenn ich alles, was uns von ihm gemeldet wird, zusammen nehme und vergleiche, so däucht mich es komme so viel heraus: daß er in seinen Bildnissen die Schönheit mit der Ähnlichkeit zu ver-

34) Es finden sich bey dieser Anekdote chronologische Schwierigkeiten, auf die, meines Wissens, noch niemand Acht gehabt hat. Wenigstens muß Eupomp, als er dem Lysipp diese Antwort gegeben, ein sehr alter Mann gewesen seyn.

einigen gewußt, und in seinen übrigen freyern Werken die individuelle Natur mehr in einzelnen schönen Theilen als im Ganzen zum Modelle genommen. Er studierte die Natur, ahmte sie nach, stellte sie dar — aber nicht wie sie war, sondern wie er sie sah und sehen wollte; ließ bey der Nachahmung das Fehlerhafte weg, oder wußte es zu verbergen; zeigte was an jedem das schönste war auf die Weise, die dem Ganzen die vortheilhafteste schien; kurz, verschönerte seine Originale, und gab ihnen doch so viel von Wahrheit und Leben, daß sie Täuschung hervorbrachten, und also von jedem beymersten Anblick erkannt wurden. Diefes war ohne Zweifel der wahre Grund; warum er so viel Statuen nach der Natur zu machen bekam, und warum sich Alexander von niemand als von Lysipp bilden, so wie er sich allein von Apelles, dem Mahler der Grazien, mahlen lassen wollte.

Seine Werke waren also mit aller ihrer Natur dennoch eine Art von Idealen; verschönerte einzelne Naturen, oder

symmetrische Zusammensetzungen schöner Theile, aus verschiedenen Modellen zu einem homogenen Ganzen zusammengeschmolzt. Dieser Kunst, das Individuelle zu idealisieren, (einer Kunst, wozu mehr Geschmack und Urtheil, als Hoheit und Feuer des Geistes erfordert wird) hatte Lysipp eigentlich seinen grossen Ruhm zu danken. Denn Demetrius, der sich blofs an die Natur hielt, wurde gerade deswegen getadelt — nicht etwa weil seine Werke Flickwerke oder Karikaturen, sondern weil sie zu wahr, zu getreu nach dem Leben abgeformt waren — *tanquam nimitis in veritate*. So gewifs ist es, daß die Alten sich nichts davon träumen ließen, daß Kunstwerke desto schöner würden, je mehr sie individuellen Naturen ähnlich wären!

17.

Ich habe also — beym Scheine des schwachen Lämpchens, das uns die unvollständigen Nachrichten der alten Schriftsteller von ihren Künstlern und Kunstwerken vortragen — vier Arten von Werken

unterschieden, denen man — in so fern als sie alle, nicht aus Unvermögen, sondern aus Vorsatz ihrer Meister, etwas andres als blofse Abbildungen einzelner Naturen waren — den gemeinsamen Nahmen der Ideale beylegen kann, und die man, wie mich dünkt, mit Unrecht unter diesem Geschlechtsnahmen mit einander zu vermengen pflegt.

Wenn wir jedoch auf der andern Seite den Unterschied sowohl zwischen diesen verschiednen Arten selbst, als zwischen dem Grade des Genies, welcher einen Jupiter Olympius des Fidias, oder einen Doryforus des Polyklet, oder eine blofse Nachahmung dieses Doryforus hervorzubringen erfordert wurde, erwägen; so werden wir finden, dafs jener Nahme, in seiner edelsten und eigentlichsten Bedeutung, nur den Bildern idealischer Wesen, und auch unter diesen nur denjenigen mit Recht zukomme, welche aus dem höchsten Grade künstlerischer Begeisterung, aus der angestregten Bestrebung sich über die schönste und erhabenste sichtbare Natur empor zu schwingen, entstanden,

und — wie der Römische Plato in der oben angezogenen Stelle sagt — nach einem in der Seele des Künstlers erzeugten Urbilde mehr als menschlicher Vollkommenheit gebildet worden.

Nach diesem Begriffe ist noch immer ein großer Unterschied zwischen dem, was in Bildung der Griechischen Götter und anderer fabelhafter Naturen konventionell, d. i. dem, was, nach den einmahl angenommenen Begriffen, jeder Gottheit eigen und allen Göttern gemein war, ³⁵⁾ und zwischen der Idee, nach welcher ein Fidias unmittelbar seine Minerva oder seinen Jupiter bildete. Eine Statue des Jupiter, der Venus, des Apollo, u. s. w. konnte sehr gewissenhaft nach der Vorschrift dessen was man Götter-

³⁵⁾ Dieß allgemeine und besondere Götter-Ideal, welches ich, ungeachtet es sich auf sehr richtige und feine objektive Begriffe gründete, darum weil es für die Künstler, vermöge einer stillschweigenden Übereinkunft, Gesetz war, konventionell nenne, hat Winkelmann bekannter Massen in der Geschichte der Kunst eben so ausführlich als gelehrt und scharfsinnig abgehandelt.

Ideale nennen kann gearbeitet seyn, und dem ungeachtet unter den großen Meisterstücken, die ich vorzugsweise Ideale nenne, keinen Platz verdienen. Diefes bedarf keines weitem Zeugnisses als des Augenscheins mancher antiker Apollo's und Bacchus und Dianen und Grazien und Venusbilder, welche, bey aller ihrer konventionellen Deität, sehr wenig geschickt sind, unsre Einbildungskraft in den Homerischen Olymp zu versetzen.

18.

Aber — höre ich sagen — auch ihr, mit allem was ihr uns schon in etlichen Bogen von Idealen und Urbildern vorsagt, habt uns noch immer keinen deutlichen Begriff davon gegeben, was ihr unter dieser Idee, diesem Urbild, dieser *eximia quadam specie pulchritudinis*, die in der Seele des Fidias saß als er seinen Jupiter bildete, verstanden wissen wollt. Gebt der Wahrheit die Ehre und bekennet: daß es entweder ein Gespenst ist, das gerade so viel Grund in der Natur hat als andere Gespenster — Deutsch

zu reden, daß ihr und euer Cicero selbst nicht recht wißt was ihr sagt; oder daß dieser so hoch gepriesene Jupiter Olympius — von dem ihr ohnehin gut Reden habt, da niemand hingehen und sehen kann was an der Sache ist — weder mehr oder weniger war, als „eine Zusammenschmelzung von gesehenen Wirklichkeiten, und im Grunde doch nichts besser als Karikatur und unbefriedigendes Nachhinken der Kunst, der ewig unnatürlichen Kunst, nach der unendliche Mahl schönern Natur der schönern und bessern Menschen, mit denen das Land der Pelasger, in den goldnen Zeiten des Perikles geziert war.“ 36)

19.

Nun, ja denn! wir wollen bekennen was zu bekennen ist. Am Ende — behalte auch Recht wer da kann — bleibt doch immer Gott allein die Ehre, und niemand in der Welt kann ein Interesse darunter haben, die Kunst mit der

36) Fysiognomische Fragmente I. c.

Natur zusammen zu hetzen, oder die eine auf Kosten der andern zu erheben. Denn — was wir nicht vergessen wollen — auch die Natur, von der diese ganze Zeit über die Rede war, ist ja wahrlich nicht die Natur selbst, sondern bloß die Natur, wie sie sich in unsern Augen abspiegelt — und dieß rückt Natur und Kunst um ein beträchtliches näher zusammen. Es wäre freylich ein lächerlich Beginnen, wenn ein Erdenklos sich hinsetzen und aus Thon oder Stein — mit unserm Herrn Gott in die Wette Menschen machen wollte. Aber der Versuch, ein Schattenbild (und das sind doch wohl alle unsre Sinnenbilder?) nachzuzeichnen oder nachzubilden, hat nichts, das die Kraft der Menschheit übersteigt. Und daß der menschliche Geist — *Deus in nobis!* — fähig sey sich etwas schöneres, reineres und vollkommneres zu denken, als diese, durch die *Peccata Mundi* von mehr als hundert Generationen zerdrückten, angesteckten; verpfuschten und verhunzten Menschengesichter und Menschenleichen, wie sie nun bereits einige tausend Jahre auf diesem garstigen Erdklumpen

herum kriechen — ist weder eine unge-
reimte noch gottlose und dem Schöpfer
der Natur — der (so viel ich weiß)
auch der Schöpfer der Kunst ist — zu
nahe tretende Behauptung.

20.
Ich bekenne also vor allen Dingen, daß
es, wenn man von dem Jupiter Olym-
pius des Fidias spricht, ein schlimmer
Umstand ist, ihn nicht selbst gesehen zu
haben. Da nun aber diesem Übel nicht
abzuhelfen ist, so kommt es itzt nur
darauf an, wie viel wir die Zeugnisse
und Urtheile derjenigen, die das Glück
hatten ihn gesehen zu haben, gelten
lassen wollen oder nicht; und hierin läßt
sich freylich niemanden etwas vorschrei-
ben.

Aber dieß wenigstens ist gewiß, daß
unter allen, die von diesem Wunder der
Kunst als Epopten reden; keiner sich
so ausdrückt, daß man nur auf die Ver-
muthung kommen kann, er habe es für
ein aus Nachbildung lebender
Originale entstandnes Werk gehalten.

Wäre dieß der Fall gewesen: welcher unter allen Griechen, mit denen Fidias lebte, hätte mehr Anspruch machen können zum Modell eines Jupiter Olympius zu dienen, als eben dieser Perikles Olympius, den die Theaterdichter seiner Zeit so gern — nicht zum Spott, sondern aus demokratischer Eifersucht — mit dem Beherrscher des Olymps zu vergleichen pflegten? Und bedenken wir noch, daß Perikles der Gönner, der Beschützer, der Freund unsers Künstlers war: wie glaublich, daß Fidias diese Gelegenheit ergriffen haben werde, ihm auf diejenige Art, die seinem Stolz am meisten schmeicheln mußte, die Cour zu machen! — Allein so glaublich es immer seyn mag, so gewiß können wir uns darauf verlassen, daß Fidias der Mann nicht war, dem so ein Gedanke nur im Traum einfallen konnte. — Und daß die Griechen, der kolossalischen Vergrößerung ungeachtet, den Donnerer von Athen ersten Blicks erkannt haben würden, wenn ihm der Olympische nur einiger Maßen ähnlich gesehen hätte, dürfen wir gleichfalls kecklich glauben. Hätten sie ihn aber erkannt, traun! sie würden

die Entdeckung nicht verheimlicht haben. Jeder Komödienschreiber hätte geeilt; der erste zu seyn der seinen lieben Landsleuten ins Ohr sagte: „Sie möchten vor der Majestät dieses vermeinten Jupiter nicht zu sehr erschrecken; es sey nur Perikles des Xantippus Sohn - Schinokäfalos oder der Zwiebelkopf zubenahmset, neun-oder zehnmahl größer und dicker als er unter seinem eignen Nahmen zu seyn pflege, und, um die Griechischen Ganshäupter zum besten zu haben, in einen Jupiter travestiert.“ — Man sieht klärlich, es konnte das nicht seyn. Es bleibt also nichts weiter übrig, was uns die Erzeugung dieses Jupiters erklären kann, als — daß wir annehmen, er sey entweder aus **Z u s a m m e n s c h m e l z u n g** entstanden, oder — nach einem **G e s p e n s t e** gebildet worden.

Was die **Z u s a m m e n s c h m e l z u n g** betrifft, so kann ich mir eine **z w e y f a c h e** Art derselben denken. Es ist nemlich entweder der **K ü n s t l e r**, der die **O p e r a z i o n** vornimmt, oder **M u t t e r N a**

tur verrichtet sie eigenhändig. — In jenem Falle kann wohl so etwas wie der Doryphorus des Polyklet oder ein Lysippischer Jupiter daraus werden: aber daß ein solches Flickwerk, aus Fragmenten einzelner Griechenköpfe und Griechenkörper, so symmetrisch als man immer will, zusammen gesetzt, die große Wirkung hätte thun können, die der Jupiter des Fidias (oben bemeldeter Mäßen) gethan hat, scheint mir so wenig glaublich, daß ich (wenn kein andres Mittel ist) lieber annehmen will, die Natur selbst, in so fern sie in der Imaginazion der Menschenkinder ihr verborgnes Werk und Wesen hat, habe die Zusammenschmelzung vorgenommen. Daß sie eine solche Schmelzerin ist, wird niemand läugnen: allein wie sie es dabey anfangt, ist ein Geheimniß, das uns (meines Wissens) noch kein Psycholog begreiflich gemacht hat.

Die Sache bleibt also noch immer so dunkel als zuvor, und wir mögen uns wenden und winden wie wir wollen, so werden wir genöthigt seyn zu bekennen: daß Fidias nach einer in seiner Seele schwebenden Idee gearbeitet habe. Wie

er zu dieser Idee gekommen, wird dadurch nicht deutlicher wenn wir sagen: sie sey eine Zusammenschmelzung gesehener Wirklichkeiten — Und im Grunde verlieren wir nichts dabey, wenn wir sie ein Gespenst schelten lassen, und gestehen, daß wir von der Erscheinung dieser Art von Gespenstern in den Köpfen der Dichter, Bildner und Mahler eben so wenig verstehen, als von dem Gespenste das dem Brutus zu Filippi erschien, oder von irgend einem andern Gespenste, Geiste, Kobold oder andern Einwohner der unsichtbaren Welt, wels Namens, Standes und Würde er seyn mag, der jemahls einen Sterblichen erschienen ist von Anbeginn der Dinge bis auf diesen Tag. Ich trage für Herrn Johann Locke und seinen großen Grundsatz *nil est in intellectu etc.* alle gebührende Achtung. Die Epikuräer und viele andre ehrliche Leute haben ein paar tausend Jahre vor ihm eben so viel davon gewußt als er. Aber, trotz diesem großen Axiom, womit man (wie mit dem Eskalibor des Königs Artus) auf einmal so große Stücke herunter hauen kann, wird auch von der kleinen Welt in

unserm Hirnkasten ewig wahr bleiben, was Shakspeares Hamlet von Himmel und Erde sagt: „Es giebt gar viele Dinge da, wovon sich unsre Philosophie nichts träummen läßt.“ — Es ist eitle Mühe, alles was in dem geheimnißvollen Abgrund unsrer sich selbst so wenig bekannten Seele vorgeht, so mechanisch erklären und handgreiflich machen zu wollen, wie man die Bewegung eines Bratenwenders erklären kann. Ich erinnere mich noch sehr lebhaft, daß ich als ein Knabe von vierzehn Jahren, und auch schon lange zuvor, bey äußern Veranlassungen, die auf tausend andre nichts dergleichen wirkten, Gespenster und Erscheinungen aus der idealischen Welt in meiner Seele sah, die ich mir selbst weder aus Zusammensetzung oder Associazion meiner damahligen Sensationen, noch aus irgend einer andern Ursache erklären kann. Denn Kunstwörter, alte oder neu geschmiedete, erklären nichts.

kennt, daß die schöne (wiewohl nicht eben so schöne) technische Natur, 22.

Aber müssen wir denn alles erklären wollen? und ist es nicht genug, wenn

wir wissen, so ist die Sache? — Man sage mir nicht, das heiße ohne Noth die weislich verbannten *Qualitates occultas* zurück berufen; denn ich will nichts damit erklären; ich will nur, daß man nicht durch unzulängliche Data, und durch Heischesätze, denen man mehr Ausdehnung giebt als sie haben, zu erklären meine was sich nicht erklären läßt. Der Weg des Genies ist der fünfte zu den vier Wegen, die dem König Salomon zu wunderlich vorkamen. (Sprichw. Sal. Kap. 30. v. 18. 19.) Aristoteles und zwanzig andre konnten wohl über die Werke Homers filosofieren: aber keiner von ihnen hat uns noch ein Recept geschrieben, wie man eine Ilias machen könne, oder uns erklärt, wie die Ilias in Homers Schädel entstanden ist. Warum sollte es mit dem Jupiter des Fidias nicht eben so seyn?

Ich habe oben schon, wie billig, anerkannt, daß die schöne (wiewohl nicht eben schönere) Griechische Natur, und die Gelegenheiten sie mehr zu ihrem Vortheile zu sehen, nothwendig das ihrige zu den schönen Ideen der Griechi-

schen Künstler beygetragen haben müssen. Was ich läugne, ist nur, daß dieser Umstand so viel, daß er alles dabey gethan habe. Denn, that er alles: warum machten die andern Künstler nicht auch so herrliche Werke wie Fidias? Warum gab es unter den Griechischen Bildnern und Mahlern, die doch alle die nehmliche Natur um sich hatten, nur einige wenige, deren Werke große Wirkung thaten?

Man wird antworten: es verstehe sich von selbst, daß der Mann, der etwas großes hervorbringen wolle, auch die Fähigkeit, die Natur zu empfinden, aufzufassen, ihre mannigfaltigen Schönheiten in seiner Seele zu konzentrieren und wieder in seinen Werken auszustrahlen, in einem hohen Grade haben müsse. Aber da sind wir wieder in der Region der dunkeln Begriffe, und wissen vom Wie des Fänomens, das erklärt werden soll, gerade so viel als zuvor.

23.

Soll ich mit aller Bescheidenheit meine **M**einung von der Sache sagen? — Die

Imaginazion eines jeden Menschenkindes, und die Imaginazion der Dichter und Künstler insonderheit, ist eine dunkle Werkstatt geheimer Kräfte, von denen das Abcbuch, das man Psychologie nennt, gerade so viel erklären kann, als die Monadologie von den Ursachen der Vegetazion und der Fortpflanzung. Wir sehen Erscheinungen — Veranlassungen — Mittel — aber die wahren Ursachen, die Kräfte selbst, und wie sie im Verborgenen wirken, — über diesem allen hängt der heilige Schleier der Natur, den kein Sterblicher je aufgedeckt hat. — „Hättest nicht die beiden kleinen hitzigen Hengste gethan und der Tollbrägen vom Postillion, der sie noch dazu antrieb, der Gedanke wäre mir nicht in den Kopf gekommen. — Er schnaubte daher wie ein Blitz“ — sagt Tristram Shandy. 37) Dieß ist die allgemeine Geschichte, wie Dichter, bildende Künstler, Komponisten, und alle das Volk von scharfen bebenden Sinnen, und feuerfangender Imaginazion,

37) S. 5. Th. 1 Kap. vom Anfang. Nach der Bodischen Übersetzung.

zu ihren schönsten Ideen; ihren glücklichsten Erfindungen kommen. — Eine Veranlassung von ihnen oder aussen ist freylich immer da, aber in neunzig Fällen unter hundert möchte ich den sehen, der mir erklärte, wie just diese Wirkung aus dieser Veranlassung, dieser vermeinten Ursache entstehen konnte? entstehen mußte?

Indessen läßt sich zuweilen doch wenigstens so viel historisch begrifflich machen, wie es zugegangen, daß die Seele des Mannes, der ein außerordentliches Werk hervorgebracht, in diese ungewöhnliche Begeisterung, Erhitzung und Erhöhung ihrer Kräfte gesetzt werden, worin sie fähig seyn konnte, die Idee zu empfangen, wovon sein Werk die Nachahmung ist. — Und dieß ist, so viel ich weiß, auch der Fall bey dem Jupiter Olympius des Fidias.

Ehe ich mich in die Erzählung dieser Umstände einlasse, muß ich meine Leser bitten, bey dem Nahmen Fidias sich so

lebendig, als ihnen möglich ist einen Mann
 zu denken, der mit dem Genie der
 Kunst geboren war — einen Mann,
 der in Vergleichung mit seinen Lehrmei-
 stern ein Gott scheinen mußte — der
 nicht etwa ganz gemächlich von der neun-
 zehnten Stufe zur zwanzigsten hinaufstieg,
 wozu es freylich nicht viel mehr braucht
 als daß man den einen Fuß lüpfte und
 den andern nachziehe; sondern der den
 gewaltigen Raum zwischen seinen Vor-
 gängern und dem Gipfel der Kunst mit
 zwey oder drey Riesenschritten verschlang
 — einen Mann, der ein eben so großer
 Architekt als Bildhauer war — der immer
 nichts als große Werke unternommen und
 ausgeführt hatte, und dem er also, von
 Natur und Gewohnheits wegen, zuletzt
 wie mechanisch werden mußte, alles was
 er dachte und machte groß zu denken
 und zu machen — kurz, einen Mann,
 dem es (wie Quintilian in der oben
 angezogenen Stelle sagt) leichter war Göt-
 ter zu bilden als Menschen; und der zu
 allen den Wundern, womit er unter der
 Staatsverwaltung des Perikles die Stadt
 Athen verherrlicht hatte, keinen außer-
 ordentlichen Anlauf zu nehmen, und um

selbst seine Minerva, den Stolz der Athener, hervorzubringen, nur seine gewöhnliche Stärke anzuwenden brauchte.

Und nun — wenn solch ein Mann, von der edelsten Art von Rache angeflammt und in der angestrengtesten Eifersucht mit sich selbst, alle seine Kräfte zusammen nimmt, ein Werk zu schaffen, das alle seine vorherigen auslösche, — welch ein Werk mußte das werden!

Die Athener hatten dem Künstler für alle Verdienste, die er sich um ihre Stadt gemacht, der Welt Lohn gegeben. Ein großer Mann, ein Freund des Perikles, ein Mann, neben dem wenige stehen konnten, ohne um die Hälfte kleiner zu werden, als sie waren wenn sie unter ihres gleichen standen — das alles zu seyn, war freylich in einer so schwankenden Demokratie Verbrechen genug. Man mußte aber doch einen Vorwand haben. Man stiftete also einen gewissen Menon, der unter ihm gearbeitet hatte, auf, ihn öffentlich anzuklagen, daß er von dem Golde, welches zu der kolossa-

lischen Statue der Minerva gebraucht wor-
 den, etwas unterschlagen habe. Allein
 bey der Untersuchung zeigte sich, daß
 Fidias die Vorsicht gebraucht hatte —
 unschuldig zu seyn, und daß gera-
 de so viel Gold an der Statue war, als
 er den Athenern verrechnet hatte. Dieß
 setzte seine Feinde in die Verlegenheit,
 ihm zu einem Staatsverbrechen zu machen,
 „daß einer von den Kriegsmännern in
 der Amozonen-Schlacht, die er
 in halb erhobener Arbeit auf den Schild
 der Minerva gearbeitet hatte, dem Pe-
 rikles, und ein alter kahlköpfiger Mann,
 der einen großen Stein mit beiden Hän-
 den aufhebt, ihm selbst ähnlich se-
 he“ — und weil es ihm hier nicht so leicht
 war das Gegentheil zu demonstrieren, so
 wurde er ohne weiters verurtheilt, ins Ge-
 fängniß geworfen, und vermuthlich eini-
 ge Zeit darauf — ungefähr aus eben dem
 Grunde, warum Plato die Dichter aus sei-
 ner Republick verbannt — des Landes
 verwiesen, oder er fand Mittel aus dem
 Gefängnisse zu entweichen. ³⁸⁾ Kurz, Fi-
 dias, der unter ihm gearbeitet hatte.
 (38) Dieß sagt ein ungenannter Scholiast des
 Aristophanes. Plutarch sagt, er sey im Ge-

dias begab sich nach Elis, und wurde
Werkmeister des Jupiter Olym-
pius.

Rollins Behauptung, daß er bey
diesem erstaunlichen Werke die Absicht
gehabt habe, Rache an den Athenern aus-
zuüben, und ihre Minerva um den Ruhm
zu bringen daß sie das Größte sey was
die Kunst jemahls hervor gebracht — ist
zwar eine bloße Vermuthung; denn sie
beruht, meines Wissens, auf keinem
Zeugnisse: aber sie gehört unter die
Vermuthungen, die man für so gewiß
nehmen kann als ob sie gerichtlich er-
wiesen wären; denn sie beruht auf
der menschlichen Natur. So be-
leidigt, wie Fidias von den Athenern war,
rächt man sich ganz gewiß wenn man
kann; und welche Rache hätte er neh-
men können, die zugleich für ihn selbst
ehrenvoller, und für die herrschende Lei-
denschaft der Athener, ihre Eitelkeit,
empfindlicher gewesen wäre?

Fidias entwarf also den Plan eines Wer-
fängnißs gestorben. Das ist aber, aus verschie-
denen Gründen, nicht glaublich.

kes, wodurch er alle Meisterstücke seiner Nebenbuhler in der Kunst und seine eignen zu verdunkeln hoffen konnte — den Vater der Götter und der Menschen in seiner Herrlichkeit. Es war ein wahres Poema, und nur den Gedanken davon zu fassen brauchte es schon eines so kühnen und solcher Kräfte sich bewußten Geistes wie der seinige. Aber da er seine Hand zur Ausführung ausstreckte, erschrack er vor seinem eignen Gedanken — fühlte daß er nur ein Mensch war, er der es wagen wollte den König des Himmels darzustellen — und sein Muth verließ ihn einen Augenblick.

In welcher Gestalt, mit welchen Zügen, in welcher Stellung? daß jeder der ihn sähe schaudernd den gegenwärtigen Gott, den Vater und König der Götter, fühlen und erkennen müßte!

Seine Seele arbeitete Tag und Nacht an der großen Geburt; stieg vom größten der Menschen zum Halbgott — vom Halbgott zum Gott auf — strebte noch höher empor — aber hier — hier sank sie immer wieder.

Die Idee des Olympischen Vaters konnte nicht durch Abstraktion noch Zusammensetzung gebildet werden; erscheinen mußte sie ihm — und sie erschien ihm, da er sichs am wenigsten versah — da er einst, über den Markt gehend, einen Rhapsodisten das erste Buch der Ilias singen hörte. Im Vorübergehen trafen sein Ohr die drey berühmten und unübersetzlichen Verse, in welchen Zevs der flehenden Thetis die Gewährung ihrer Bitte mit einem Winke der Augenbraunen und des Hauptes, der den Olymp in seinen Tiefen erzittern macht, bestätigt. — Diese Verse trafen sein Ohr, oder vielmehr sein Innerstes, und siehe! auf einmahl stand die himmlische Erscheinung vor seinem Geist — und man schliesse auf die Vollkommenheit dieser Idee von der Wirkung die sie, nach allem was sie durch ihre Einlenkung in die Materie verlieren mußte, selbst in dem unvollkommenen Nachbilde noch immer auf alle Anschauenden machte!

Der große Erz-Kritikus, Julius Cäsar Skaliger, ist mir nirgends kleiner, und in seiner windigen Aufgeblasenheit

verächtlicher, als wenn er diese Anekdote³⁹⁾ lächerlich findet. „Entweder Fidias hat uns, oder die Herren, die es von ihm erzählen, haben ihn zum Narren, sagt der kunstrichterliche Julius Cäsar; ich dünke doch, Fidias hätte den Homer nicht dazu gebraucht, um zu wissen daß Jupiter Augenbraunen und Haarlocken habe.“ — Was ist einem Menschen zu antworten, der alles innern Sinnes für Geist und Leben so ganz ermangelt? — Von dem kann man wohl im eigentlichsten Verstande mit Euripides sagen, er verstehe nichts von Göttersachen. — Freylich hatten zehn tausend und zehntausendmahl zehn tausend Leute diese nehmlichen Verse singen gehört, ohne in die Kraft derselben einzugehen, oder — einen Jupiter Olympius zu machen. Aber von allen diesen Myriaden war auch keiner ein Fidias — und ein

39) Sie gründet sich zwar nur auf die Erzählung des Strabo, des Valerius Maximus und des Makrobius — aber, wenn sie auch schlechtere Gewährsmänner hätte, so ist, dünkt mich, der innere *Character indelebilis* der Wahrheit in ihr, der diejenigen, welche Augen zu sehen haben, stärker überzeugt als alles Ansehen fremder Zeugen.

Fidias, der sich gerade in diesen eigensten Umständen, in diesem Drange der Seele, dieser Empfänglichkeit der Imagination befand, wie Er in dem Augenblicke, da eine solche Wunderkraft aus Homers Genie in den seinigen überging.

25.

Übrigens kann ich zur Steuer der Wahrheit nicht umhin, zu erinnern, daß die große Wirkung, welche dieses in der alten Welt so berühmte Bild auf alle, die es — mit Menschenaugen ansahen, machte, nicht ganz allein der Vollkommenheit des geistigen Urbildes, von welchem es abgeformt worden, beygemessen werden könne. Wenn die Religion selbst (wie Quintilian sagt) durch die Majestät dieses Werkes gewann: so ist nicht weniger zu glauben, daß das religiöse Gefühl, womit es von den meisten angesehen wurde, hinwieder dem Werke Vortheil gebracht, und einen Nimbus von Göttlichkeit darüber hergezogen habe, den es, wofern es noch itzt stände, für uns Unglaubige nicht haben würde. Es kommt so viel darauf an, in was für einer Stim-

mung der Seele man ein Ding ansieht! — Auch die kolossalische Gröfse dieses Jupiters, und dafs (wenn es erlaubt ist den Ausdruck eines Sehers des Gottes der Götter hier anzuwenden) sein Saum den ganzen Tempel füllte — trug unfehlbar nicht wenig bey, den Anschauenden diesen schauervollen Eindruck der unmittelbaren Gegenwart des Gottes zu geben. Aber was diesen Eindruck nothwendig bis auf den höchsten Grad der Möglichkeit treiben mußte, war diess: dafs der Olympische Jupiter nicht etwa, wie die gewöhnlichen Bilder der Götter, allein da stand: sondern dafs er, wie mitten im Olymp, hoch auf seinem Throne sitzend, und umgeben von den übrigen himmlischen Gottheiten (deren Subordination unter ihn durch Stellung und verhältnismässige Gröfse sichtbar wurde) dargestellt war.

Auch sogar die trockne Beschreibung, die uns Pausanias (der kälteste unter allen, die jemahls ihren Mund aufgethan haben von Kunstwerken zu sprechen) in seiner flachen Reisebeschreiber - Manier davon hinterlassen hat, ist hinlänglich,

jedem Leser , dessen Einbildungskraft nicht eben so frostig ist, einige Ahnung von dem erstaunlichen Effecte, zu geben, den das Ganze dieser gewaltigen Komposition auf den ersten Blick machen mußte. 40)

26.

Doch — so wenig ich auch vielleicht mit allem , was ich bisher über die Ideale der alten Künstler vorgebracht , gesagt haben mag — so viel ich selbst noch dar-

40) Die flache Art, wie der äußerst unpöetische Pausanias von allen Herrlichkeiten des Olympischen Tempels spricht, ist darum kein Beweis, daß er nicht davon gerührt worden sey. Im Gegentheil, ich stelle mir ihn vor, wie er mit weit offenen Augen, seine Schreibtafel in der Hand, da stand, und gaffte, und vorlauter Erstaunen nicht wußte wo er anfangen sollte, und seinem Leibe endlich keinen Rath fand, als alles , Stück für Stück, in der nehmlichen Verwirrung die in seiner Seele herrschte, aufzuschreiben. Was ihn am meisten am ganzen Werke gerührt zu haben scheint, war die Kostbarkeit der Materialien, die Verschwendung von Gold, Elfenbein, Ebenholz und Edelsteinen, der schimmernde Thron u. s. w.

über zu sagen hätte, oder ein anderer, der des Alterthums und seiner Überbleibsel kundiger ist und tiefer sieht als ich, derüber sagen könnte, — es ist Zeit aufzuhören. Alles läuft am Ende doch in diesen Dingen auf Hypothese, und die besondere Art wie jeder sie sieht, faßt und zusammen stellt, hinaus. Drey oder vier Statuen, von denen man gewiß wüßte sie seyen aus der Epoke des Perikles, — bloß die Nemesis des Agorakritos, ⁴¹⁾ die Sosandra des Ka-

41) Die Geschichte dieser Nemesis hat etwas merkwürdiges. Die Athener wollten ein Bild der Venus haben, um es in den so genannten Gärten in einen Tempel der Venus Urania aufzustellen. Zwey Schüler des Fidias, Alkamenes und Agorakritos, wovon der letzte sein Liebling war, arbeiteten in die Wette um diesen Preis: die Venus des Agorakritos verdiente ihn; aber die Athener, die einem Ausländer diese Ehre nicht gönnten, erkannten ihn dem Alkamenes, ihrem Mitbürger, zu. Agorakritos empfand diese Ungerechtigkeit so hoch, daß er sogar nicht mehr leiden konnte, daß sein Werk eine Venus heißen sollte. Er nannte sie also Nemesis, und verkaufte sie mit der ausdrücklichen Bedingung, daß sie nie nach Athen gebracht werden sollte. Varro, der gewiß Kenner war, hielt diese Nemesis

lamiis, 42) und der Amor und die Venus des Praxiteles, mit einem ein-

für das vollkommenste Werk der Griechischen Kunst. -- Der Umstand, daß Fidias die letzte Hand an die Venus des Alkamenes gelegt habe, ist entweder ein Versehen des Plinius oder seiner Kopisten; es ist wieder alle Wahrscheinlichkeit. Wenn Fidias einem von beiden half, so wars gewiß dem, der ihm am liebsten war.

42) Zwey Stellen Lucians geben uns von dieser Sosandra eine große Meinung. Die eine, (im dritten (*Dialog. Meretric.*)) wo die eiferstichtige Filinna sich gegen ihre Mutter über die Aufführung ihres Liebhabers beklagt, der in ihrer Gegenwart und um sie zu ärgern die Thais wegen der Zierlichkeit ihres Tanzes, und ihres geschickten Fusses, und ihrer schönen Knöchel, und wegen tausend anderer Schönheiten ganz ausschweifend erhoben hatte. -- „Nicht anders (sagt sie) als ob die Rede von der Sosandra des Kalamis gewesen wäre, und nicht von dieser Thais, von der wir ja beide wissen was an ihr ist, da wir mit ihr baden.“ --

Die andre Stelle findet sich in den Bildern, wo er nebst etlichen andern Statuen eben diese Sosandra auswählt, um aus Zusammensetzung dessen was an jeder das Schönste war das Bild seiner Panthea, oder der vollkommenen Schönheit, zu entwerfen. Lucian nimmt von ihr den Ausdruck von holder Scham,



zigen von den vielen Wunderwerken des Fidias, würden uns ganz andre Aufschlüsse geben, als alles was man itzt *a priori*, oder aus den noch vorhandenen alten Kunstwerken, und aus dem was uns die Autoren davon sagen, schliessen und vermuthen kann. — Meine Absicht ist erreicht, wenn ich einige meiner Leser selbst über die Sache zu denken veranlasst habe: und auch eine gründliche Widerlegung derjenigen von meinen Behauptungen, die ich selbst als problematisch ansehe, würde mir Freude machen. Denn was für ein näheres Interesse haben wir, als unsrer Unwissenheit und Irrthümer entbunden zu werden, und Götter und Menschen in ihren Werken zu sehen wie sie sind?

das leise verborgene Lächeln, und die Anständigkeit und ungesuchte Zierde in dem Wurf ihrer Kleidung. (S. Winkelmann's Geschichte der Kunst, S. 482. nach der Wiener Ausgabe.)

Ende des XLIV. Bandes.



LD

Wieland

44

~~100-229~~

W I E N:
GEDRUCKT UND VERLEGT
BEY F. A. SCHRAENBL.

1 8 0 3

Wieland, Christoph Martin,

Sämmtliche Werke

Bd.: 44.

Wien 1802

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 5886 -91

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11261654-6

VD18 15525481-001